welt bewegt

APRIL – JULI 2021 C 51 78

Tischgemeinschaften

ZENTRUM FÜR MISSION UND ÖKUMENE
Nordkirche weltweit

In eigener Sache

#Mission Decolonize

Eine neue Rubrik #Mission Decolonize wird sich kritisch mit der Geschichte von **Mission und Kolonialismus** und ihren Auswirkungen auseinandersetzen. Das ist ein Thema, mit dem sich das *Zentrum für Mission und Ökumene der Nordkirche* bereits seit längerer Zeit befasst. Durch die neue Rubrik wollen wir Sie und Euch als Leser*innen in diesen Prozess mit einbeziehen und zum Mitdiskutieren einladen. Diese Rubrik wird in loser Folge in den nächsten Ausgaben der Zeitschrift weltbewegt fortgesetzt. Bitte schreiben Sie uns gern Ihre Gedanken und Meinung zum Thema. Wir freuen uns über Beiträge unter dem Stichwort: #Mission Decolonize an die Redaktion (Adresse siehe unten).

Wie andere Missionswerke hat nun auch das *Zentrum für Mission und Ökumene* die **Erscheinungsfrequenz** der Zeitschrift weltbewegt geändert. Sie wird ab dieser Ausgabe nun dreimal im Jahr erscheinen.

Nicht geplant war die zeitliche Verzögerung. Ein **Cyberangriff** hat das Internet und Mailsystem des *Zentrums für Mission und Ökumene* über mehrere Wochen lahmgelegt sowie den Zugriff auf Daten verhindert. Davon war auch die Produktion der Zeitschrift betroffen. Aus diesem Grund erhalten Sie die Zeitschrift erst zu diesem Zeitpunkt.

Fotos: C. Plautz (1), F. Magaard (1), N. Steen (1), J. Ostermann-Ohno (1), S. Lorberg-Fehring (1), S. Gröticke (1), U. Gerstner (1), www.adpic.de (1), wikimedia (3), C. Wenn (1).

Aus dem Inhalt

Soziale Utopie: gedeckter Tisch für alle
4 Um Bedürftige im Lockdown mit Essen zu versorgen, öffnete der Husumer *Pastor Friedemann Magaard* die Kirche.

Geht Gemeinschaft digital?
9 Ja, meint *Nora Steen*. Die Geschichte Gottes mit den Menschen ereignet sich auch in neuen Lebensräumen.

Gemeinsam essen reißt Grenzen nieder
12 *Bischof Tilman Jeremias* hat 2015 mit Geflüchteten erlebt, wie gemeinsame Mahlzeiten Fremdheit überwinden können.

„Man erzählt sich, wo der Schuh drückt“
14 Über das Geheimnis gelungener Tischgemeinschaften mit internationalen Gemeinden spricht *Prince Ossai Okeke*.

Es wachsen Beziehungen und Erinnerungen
16 In Indien ist das Festmahl zentral und stärkt Gemeinschaften. Es kann aber auch trennen, weiß der Arzt *John Oommen.*

Aufbruch zu etwas Neuem
19 Es braucht mehr solche interreligiösen Tische wie die mit Imamen und Pastor*innen!, so *Sönke Lorberg-Fehring*.

Menschen bedingungslos einladen
23 Die Suppenküche in Bad Doberan existiert seit 13 Jahren. *Barbara Niehaus* erzählt, warum sie ihr so am Herzen liegt.

Beim Essen zeigt sich Zusammengehörigkeit
26 In El Salvador wird das Essen als Gemeinschaftserlebnis nach dem Gottesdienst zelebriert, weiß *Christine Böhm*.

Hier haben alle am Tisch Platz
27 *Uta Gerstner* wohnt in der Hausgemeinschaft Brot & Rosen mit Geflüchteten. Hier steht der Tisch im Mittelpunkt.

Der Ort, an dem neue Politik entstehen sollte
29 Der Runde Tisch in Ostberlin war eine Institution. *Werner Krätschell* gehörte zu den Mitinitiator*innen.

Runder Tisch für Visionen
30 In welcher Welt wollen wir leben? Das ist das Thema bei den „Ökumenischen Tischgemeinschaften“ in der Nordkirche.

Welt.Mahl.Zeit
35 Unter diesem Motto hat *Silke Leng* Konzepte für Gemeinden initiiert und verrät, wie die Mahlzeiten gelingen können.

Editorial

Liebe Leser*innen,

wie sehr wir uns nach Tischgemeinschaften sehnen, wird gerade in dieser Zeit spürbar. Wieder in einer größeren Runde sitzen können, an einem gedeckten Tisch miteinander essen und lachen, sich über Alltaghürden und -freuden, ach, über alles, was einen gerade bewegt, unterhalten zu können – wie schön wäre das. Aber es wird noch Zeit brauchen, bis das wieder uneingeschränkt möglich sein wird. Dennoch oder gerade deshalb steht das Sehnsuchtsthema im Mittelpunkt dieser Ausgabe. Tischgemeinschaften als grundlegendes menschliches Bedürfnis spielen in allen Kulturen eine wichtige Rolle – und kann Kulturen miteinander verbinden. Beim gemeinsamen Essen entsteht sofort eine Nähe und „man erzählt sich viel eher, wo der Schuh wirklich drückt“, erfährt Prince Ossai Okeke, der in Hamburg Treffen mit internationalen Gemeinden organisiert. Aber Tischgemeinschaften fördern nicht nur die Gemeinschaft, sondern sind existenziell notwendig. Als viele „Tafeln“ wegen des Lockdowns schließen mussten, haben Engagierte in Husum und Bad Doberan sofort gehandelt und neue Wege gefunden, um bestehende Essensgemeinschaften aufrecht zu erhalten.

Alle sollen satt werden und am Tisch Platz nehmen dürfen, ohne Ausnahme. Wie wichtig es ist, das öffentlich sichtbar zu machen, zeigt das Sonntagsritual „convivencia“ der Kirchengemeinde Santa Ana in El Salvador: Dort trifft man sich nach dem Gottesdienst zum gemeinsamen Essen auf dem Kirchplatz. Für die Initiatoren ein Symbol dafür, „dass kein Mensch ausgeschlossen werden darf“.

Ich wünsche viel Freude beim Lesen!

Ihre

Ulrike Plautz

PS: Ihre Meinung interessiert uns. Deshalb schreiben Sie uns gern!

weltbewegt-Post-Anschrift: Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit, Postfach 52 03 54, 22593 Hamburg, Telefon 040 88181-0, Fax -210, E-Mail: info@nordkirche-weltweit.de

IMPRESSUM: **weltbewegt** (breklumer sonntagsblatt fürs Haus) erscheint dreimal jährlich. HERAUSGEBER UND VERLEGER: Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit, Breklum und Hamburg. Das Zentrum für Mission und Ökumene ist ein Werk der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland. DIREKTOR: Pastor Dr. Christian Wollmann (V.i.S.d.P.), REDAKTION: Ulrike Plautz, GESTALTUNG: Christiane Wenn, KONZEPT: Andreas Salomon-Prym, SCHLUSSKORREKTUR: Hedwig Gafga, ADRESSE: Agathe-Lasch-Weg 16, 22605 Hamburg, Telefon 040 88181-0, Fax: 040 88181-210, www.nordkirche-weltweit.de.

DRUCK, VERTRIEB UND VERARBEITUNG: Druckzentrum Neumünster, JAHRESBEITRAG: 15,– Euro, SPENDENKONTO: IBAN DE77 5206 0410 0000 1113 33 EVANGELISCHE BANK, BIC GENODEF1EK1. Mit Namen gekennzeichnete Artikel geben die Meinung des Autors/der Autorin und nicht unbedingt die Ansicht des herausgebenden Werkes wieder. Die Redaktion behält sich vor, Manuskripte redaktionell zu bearbeiten und gegebenenfalls zu kürzen. Gendergerechte Sprache wenden wir in dieser Publikation an, indem wir das sogenannte Gendersternchen (*) in einem Wort benutzen. Gedruckt auf TCF – total chlorfrei gebleichtem Papier.

„Allmählich fing der Kirchenraum an sich zu verwandeln."

Abb: F. Magaard (1)

Der gedeckte Tisch verspricht eine soziale Utopie

Was bedeuten die Psalmworte vom bereiteten Tisch in einer Realität, die derzeit von einer Pandemie geprägt ist? Als in Husum die „Tafel" wegen des Lockdowns schließen musste, öffnete die Gemeinde kurzerhand ihre Kirche und verteilte Essen an Bedürftige, damit es nicht nur bei den Worten bleibt. Ein Gewinn für alle.

Friedemann Magaard

Das Bibelwort vom gedeckten Tisch gehört zum innersten Kanon jüdisch-christlicher Tradition. Konfis lernen den Psalm vom Guten Hirten, und selbst jene Alte, deren Gedächtnis verschüttet scheint, tragen tief im Herzen: „Der Herr ist mein Hirte". Der Vertrauenspsalm. Gott sorgt für dich. Grüne Weiden, frisches Wasser, Schutz in dunklen Tälern. Und dass er dir den Tisch deckt. So weit, so klar. Aber Gott schenkt offenbar mehr als nur die Versorgung. Er bereitet den Tisch im Angesicht der Feinde. In diesem Festmahl wird beides zugleich in Szene gesetzt: Die Einladung und die Abgrenzung. Spannungen bleiben nicht außen vor, sondern sind hineingemalt in das Gemälde vom gedeckten Tisch, den Gott mir bereitet.

Der poetische Gehalt dessen, was bei dem Wort „Tisch" mitklingt, ist reich. Wer sich dort absichtsvoll mit anderen zusammensetzt, erprobt das Politische. Gemeinsame Verantwortung für Lösungen, die über das unmittelbare Interesse hinausreichen. Die bis zur Grenze strapazierte Metapher vom runden Tisch. Der Anspruch an ein Gespräch unter Gleichen. Ein Zustand, der Hierarchien zumindest für eine Zeit aussetzt und einen gemeinsamen Blick ermöglicht. Manche haben zu viel Vernebelung und Vertröstung erfahren an vermeintlich runden Tischen - und fordern provokant eckige Tische, die dem Schmerz Recht geben und dem Schrei der Misshandelten Raum. Am Küchentisch fühle ich mich zuhause, spüre geborgene Alltäglichkeit. Die Tafel steht dagegen für die große Geste, für das Festmahl. Daran nehmen jahrhundertealte aristokratisch-starre Traditionen Platz – oder aber die große bunte Menschheitsfamilie, wenn sie dereinst kommen werden von Osten, Westen, von Norden und Süden und dann zu Tische liegen werden im Reiche Gottes (Lukas 13,29).

Covid 19 trifft die Ärmsten besonders hart. Wer bereitet ihnen den Tisch?

Im rauen sozialpolitischen Alltag der Bundesrepublik Deutschland steht „die Tafel" auch für die Versorgung der Ärmsten mit Lebensmitteln. In diesem reichen Deutschland sind über anderthalb Millionen Menschen angewiesen auf die Angebote der Tafeln, Tendenz steigend. Als sich coronabedingt der erste Lockdown im März 2020 über das Land legte, schloss die Tafel in der Kreisstadt Husum von einem Tag zum anderen ihre Türen, wie fast überall. Die Lebensmittelausgabe hatte bis dahin zweimal pro Woche die Türen in den Kellerräumen des örtlichen Diakonischen Werkes geöffnet, als Gemeinschaftsprojekt von Diakonie und Arbeiterwohlfahrt. Die Räumlichkeiten ließen einen Tafel-Betrieb mit den gebotenen Abstandsregeln nicht mehr zu. Zudem mussten sich etliche Helferinnen zurückziehen, weil sie wegen Lebensalter oder Vorerkrankungen zu den Risikogruppen gehörten, die sich zurückzuziehen hatten. Covid 19 trifft die Ärmsten besonders hart. Wer bereitet ihnen einen Tisch?

Die Kirchengemeinde erwachte aus ihrer pandemischen Erstarrung

48 Stunden benötigten die in der Zusammenarbeit bereits erfahrenen Vertreter von Diakonie und Kirchengemeinde, um nahtlos eine alternative Ausgabe zu organisieren. Kein einziger Ausgabetermin musste ausfallen. Fortan befand sich die Lebensmittelausgabe der Husumer Tafel in dem schönsten Raum der Stadt, in der klassizistischen Marienkirche am Markt. Die Antwort auf diese konkrete soziale Krise fanden Diakonie und Kirche miteinander. Sie führte direkt ins Herz des geistlichen Lebens. Fanden ab sofort keine Gottesdienste mehr in dem Kirchenraum statt, so war das Gotteshaus doch erfüllt. Kein Abendmahl, keine Gemeinschaft am Tisch des Herrn. Und doch bleibt das Bild vom Gründonnerstag 2020 unvergessen. Die „communio sanctorum", *(die Gemeinschaft der Heiligen, d. Red.)* fand sich diesmal ein als „communio pauperum". Die Gemeinschaft der Armen und derer, die sie nicht vergessen, wurde sinnbildlich zur Gemeinschaft der Heiligen, unabhängig von religiösem Dialekt. Die Kunden der Tafel empfingen vor dem Marienaltar das, was nährt, sorgsam gepackt in 150 Papiertüten auf großen Tischen.

Fortsetzung Seite 6

Wer rettete hier wen? Für die Bedürftigen riss die Unterstützung in schwerer Zeit nicht ab. Das war wichtig. Die Kirchengemeinde aber erwachte aus der pandemischen Erstarrung in die Aktion. Sie nährte ihr geistliches Herz durch die sozialdiakonische Tat. Es tut gut, etwas zu tun, was tatsächlich Not wendet. Allmählich fing der Kirchraum an sich zu verwandeln. Der Duft von Bananen und Brot. Die Sakristei als Depot für Mehl und H-Milch. Fest installierte Regalsysteme unter der Orgelempore. Kühlschränke und Kühltruhen neben den Kirchenbänken. All dies erzählte die Geschichte einer Kirche, die die Türen öffnet und das Herz für Gotteskinder in Not, die den Tisch deckt für die Ärmsten. Eine Botschaft, die in die Gemeinde hineinwirkte, auch als Gottesdienste und Trauerfeiern längst wieder Alltag waren in St. Marien, und die zugleich wirksam wurde in der Stadt. Ein Team von über 80 Ehrenamtlichen unterstützt das bewährte Tafel-Team. Die neun Husumer Serviceclubs engagierten sich Seite an Seite und gemeinsam mit Helfenden der Kirchengemeinde, über viele Monate hin. Eine neue Qualität des Gemeinsinns. Die Kooperation von Diakonie und Kirche lädt zur Zusammenarbeit in der ganzen Stadt. Nach einem halben Jahr und vor Beginn der kalten Jahreszeit zog die Tafel weiter, in die Husumer Friedenskirche. Die gemeinsame Arbeit verstetigt sich dort.

Friedemann Magaard *ist Pastor der Kirchengemeinde Husum.*

Unter dem Titel „Seelenfutter“ veröffentlicht der Autor im eigenen Podcast zusammen mit der Publizistin Susanne Garsoffky seit einem Jahr wöchentlich Einsichten und Gedanken zu lyrischen und biblischen Texten.

Wie segensreich die Tafeln sind, so skandalös der Zustand, der sie notwendig macht

Gott bereitet einen Tisch, im Angesicht meiner Feinde. Das Vertrauenslied vom Guten Hirten singt vom Schutz inmitten großer Spannung. Die Einladung an den Tisch des Herrn erfolgt als Widerspruch, seine Gäste nehmen Platz als Akt des Widerstands. Die Lebensmittelausgabe der Tafel ist ein Skandal. Die Verantwortlichen werden nicht müde, dies zu wiederholen: So segensreich diese Einrichtung ist, so skandalös ist der Zustand, der eine Lebensmittelausgabe notwendig macht. Die Tafeln wenden konkrete Not. Das zumeist bürgerliche Unterstützungsteam in der Marienkirche schaute der Armut offen ins Gesicht. Armut zeigt sich in der Hilflosigkeit, wenn es gilt sich in eine Namensliste für das Gesundheitsamt einzutragen. „Können Sie für mich schreiben?“ Analphabetismus kennt auch in Husum keine Nationalität. Armut ist multikulti, spricht hochdeutsch, manchmal platt, spricht russisch, arabisch. Armut ist verschämt, ist unsicher. Manchmal aufbrausend, wenn es um den ersten Platz in der Schlange geht.

„Du bereitest mir einen Tisch im Angesicht meiner Feinde“. Armut wurde in Husum ansichtig, wurde zur öffentlichen Anschauung, wenn sich eine lange Schlange von der Kirchentür über den Marktplatz zog. Die biblische Einladung an Gottes Tafel ist nicht der Beginn eines Happyends. Die Spannung bleibt. Die Schere zwischen Arm und Reich wird öffentlich, und sie tut weh. Die Probleme sind nicht aufgelöst, sondern erst jetzt richtig sichtbar. Mit der Ausgabe der Lebensmittel kommt die Geschichte nicht ans Ende, sondern fängt eigentlich erst an. Die Wahrnehmung der Helfenden aus Gemeinde und Serviceclubs. Der Austausch hinterher. Und die Haltung, die sich verändert. Über dem Mund-Naseschutz lächeln die Augen, das steht oben auf der Agenda. „Willkommen, schön dass Sie da sind“. Die warmherzige Begrüßung als Konzept. Das Tablett mit Wasser in der Sommerwärme vor der Tür. Die Deeskalation, wenn auch mal die Nerven durchgehen. Hier ist jede willkommen. Wir halten uns aus, in aller Unterschiedlichkeit. Was uns verbindet, ist weit stärker, als die Kräfte, die uns auseinandertreiben.

Foto und Abb.: ZMÖ-Bildarchiv

Wer eine Tischgemeinschaft in Gerechtigkeit erlebt, schaut verändert auf die Welt

Der Tisch verspricht eine soziale Utopie. Es blitzt etwas auf. So wäre es, wenn wir im Gottesreich zusammenlebten. Das macht Lust auf mehr, in aller Gebrochenheit, ohne die wir das Faszinierende nicht bekommen werden. Auch in der legendären Tischgemeinschaft Jesu, am Vorabend seines Todes, kommt ja alles zusammen. Verbunden mit dem Heiligsten. Gestärkt in der Gemeinschaft. Ausgesetzt dem Verrat und der Spaltung. Nicht einmal dann, wenn Jesus die Tür ins Himmlische eröffnet und das Mahl einsetzt, regiert der Friede, es wäre ja auch zu schön. Auf den Kuss, der alles zerstört, folgt die rohe Gewalt auf dem Fuße. Und doch ruft uns Gottes Geist immer wieder zurück in die Mahlgemeinschaft, die uns geheimnisvoll verbindet mit der Quelle aller Liebe. Im Singen und Beten, verbunden mit den Engeln und allen himmlischen Kräften und mit allen, die vor uns waren, erwächst unter uns eine neue Wirklichkeit: Teilhabe an einer himmlischen Tischgemeinschaft in Liebe und Gerechtigkeit. Weil das möglich ist, im Altarraum, mit Brot und Kelch, muss es auch möglich sein im Alltag. Und dann wird die Lebensmittelausgabe zum Gottesdienst, und der politische Widerspruch gegen Ausbeutung und Entfremdung zum Stoßgebet und zum Credo: Ich glaube an die Gerechtigkeit im Reich Gottes und an die Kraft der Gerechtigkeit unter uns. Der Einspruch gegen die Gewöhnung an Altersarmut und Obdachlosigkeit, und dass es eben nun mal so sei, dass es Arme immer gäbe. Als wäre da eine Naturgesetzlichkeit, nach der nicht alle Menschen teilhaben könnten an einem Leben in Würde. Dass es anders sein kann, dafür gibt sich Christus in unsere Mitte. Wer von der sozialen Utopie einer Tischgemeinschaft in Gerechtigkeit erst einmal geschmeckt hat, schaut verändert auf die Welt, wie sie ist.

Gott sorgt für dich. Grüne Weiden, frisches Wasser, Schutz in dunklen Tälern. Der gedeckte Tisch. So weit, so klar. Aber Gott schenkt mehr als nur die Versorgung. Er schenkt Würde. Jene, die es böse mit dir meinen, werden erkennen: Du bist ein geliebtes Kind. Du musst dich nicht klein machen. Schon gar nicht verstecken. Gottes Schutz ist über dir. Geh aufrecht zu dem Tisch, den Gott dir deckt. Komm ohne Angst und ohne Scham. Alles ist bereit. Gott sei Dank!

Bunte Tischgemeinschaften – auch für Kinder eine Vision, die sie sich gerne ausmalen.

Es ist ein Wunder, welche Menschen sich in St. Pauli beim gemeinsamen Abendmahl versammeln

Sieghard Wilm

Der schönste Satz, den ich als Pastor in der St. Pauli Kirche sagen darf, ist die Einladung zum Abendmahl: „Kommt, denn es ist alles bereit. Schmecket und seht, wie freundlich der HERR ist."

Ich darf im Namen Gottes sonntags alle um seinen Tisch versammeln. Wenn ich das einfache Fladenbrot und den silbernen Kelch reiche, dann staune ich über die Menschen, die sich im Halbkreis versammelt haben. Da steht der Lehrer, dessen Mutter gerade gestorben ist. Daneben eine Tauffamilie. Ein Mann, der mehrere Jahre im Gefängnis war, steht neben dem Geschäftsmann mit Familienbetrieb. Die jungen Gesichter der Konfirmanden finden sich in der Runde und reife Menschen, denen sich die Kiezjahre ins Gesicht geschrieben haben. Ureinwohner und Menschen mit kulturellen Wurzeln in anderen Kontinenten, ganz bürgerliche Leute sind da und andere, die viele Experimente im Leben hinter sich haben oder noch vor sich. Manchmal kommen Überraschungsgäste, die nach der durchgemachten Nacht ins Kirchenschiff gehen, manchmal Musicalbesucher aus Schwaben.

Was ich vor Gottes Altar an Vielfalt sehe, das ist für mich ein Wunder.

(Auszug aus: Sieghard Wilm, St. Pauli meine Freiheit, Claudius Verlag, München, 2020)

„Mehr essen beim Abendmahl ... und mehr beten beim Essen!"

Dorothee Sölle

Auch die Theologie des Abendmahls hat sich verändert. Die Eucharistie sollten wir, das haben Frauen in den letzten Jahren an vielen Stellen angemahnt, wieder mit ihrem Ursprung im jüdischen Gemeinschaftsmahl verbinden, es ist ein Mahl zum Sattwerden und nicht nur eine Symbolhandlung. Auf dem Kirchentag in Stuttgart wurde die Parole formuliert „Mehr essen beim Abendmahl und mehr beten beim Essen." Es ist wichtig, dass das Abendmahl eine integrative Funktion hat und Randgruppen wie Obdachlose einbezieht, es hat was mit geteilter Freude zu tun. Der Brotsegen und der Bechersegen sind Segenshandlungen, in denen der Leib Christi geteilt wird. Und das Essen ist nicht einfach Nahrungsaufnahme, sondern immer auch ein Stück Selbstunterbrechung in Erinnerung an die Schöpfung, die wir zu loben lernen können.

Der Ritus hat etwas mit der Freude am Essen zu tun, ich betone das gegen die protestantische Tradition, die oft durch eine falsche Sündenideologie, ihre angstvolle Trauer und den ihr eigenen Individualismus geprägt ist. Wir haben noch viel zu tun, aber „wir decken schon mal den Tisch" und erinnern uns, dass die Privilegien der Satten von Paulus und der ursprünglichen Jesus-Gemeinschaft nicht geduldet wurden: die Gerechtigkeit ist nicht nur eine Sache der Einzelnen. Sie gehört ins Herz der Jesus-Gemeinschaft. Sie soll in unserem gemeinsamen Gottesdienst aufleuchten.

Predigt bei der Ökumenischen Mahlfeier der Initiative der Kirche von unten (IKvu) auf dem Katholikentag 2000 in Hamburg (Auszug aus der Publikation der IKvu)

Geht Gemeinschaft digital?

Die Geschichte Gottes mit uns Menschen ereignet sich auch in neuen Lebensräumen.

Nora Steen

Gemeinschaft! Eine Grundkonstante kirchlicher Arbeit. Zumindest, bevor eine globale Pandemie jegliche Formen von Zusammenkünften erschwert, zeitweise auch unmöglich gemacht hat.

Eine Kirche, ohne dass Menschen mit Leib und Seele zusammenkommen? Ohne Gottesdienste mit Gesang, Segnungen und: Abendmahl? Nach nun über einem Jahr Pandemie mutet die Vorstellung nahezu grotesk an, dass wir einmal alle aus einem Kelch getrunken und uns zum Abschlussgebet an den Händen gehalten haben.

Ja, die Pandemie hat uns als evangelische Kirche in unserem Kern getroffen. Denn leibhaftige Präsenz in allen Dimensionen ist doch unser Hauptgeschäft. Da verwundert es nicht, dass immer mal wieder Stimmen laut wurden, die fragten: Wo ist Kirche, jetzt, in der Pandemie? Wie auch. Genau das, was uns ausmacht, können wir nur unter strengen Auflagen weiterführen. Und trotzdem geschieht so viel, das meiste im Verborgenen. Gerade im Bereich der Seelsorge.

Gemeinschaft leben, dazu sind wir Christ*innen aufgefordert. Hineingestellt in die Gemeinschaft der Glaubenden von dem, der Zentrum und Kern ist: Jesus Christus. In aller Verschiedenheit geeint in dem Glauben daran, dass die Botschaft von Kreuz und Auferstehung uns miteinander über alle kulturellen, regionalen und ethnischen Grenzen hinweg verbindet.

Und nun ist diese bislang unhinterfragte Selbstverständlichkeit in weite Ferne gerückt. Nach und nach wurden seit dem Frühjahr 2020 deshalb digitale Möglichkeiten entdeckt, Gemeinschaft zu erleben und in den Kirchengemeinden ausprobiert. Gottesdienste per Telefonkonferenz, Übertragung von Gottesdiensten auf die Plattform Youtube, Konfi-Unterricht via Zoom.

Seelsorge und Ansprache suchen viele im Internet

Die Erfahrungen mit virtuellen Gemeinschaftsformen sind natürlich oft sehr verschieden. Vieles fehlt im digitalen Raum. Körperliche Nähe, Raumeindrücke, Gerüche, Atmosphäre, um nur einiges zu nennen. Dennoch hat spätestens Corona deutlich gemacht, dass wir uns auf Dauer nicht aus dem digitalen Raum zurückziehen können, wollen wir Menschen dort erreichen, wo sie nach kirchlichen Sinnangeboten suchen.

Dass der digitale Raum nicht erst seit Corona für viele Menschen der entscheidende Ort ist, in dem sie nach Seelsorge, Trost oder Ansprache suchen, ist nicht neu. Also sind wir dazu aufgefordert, uns zuallererst zum digitalen Raum zu verhalten. Billigen wir ihm zu, dass sich dort tatsächlich Gemeinschaft ereignet? Welche Qualität hat für uns eine digitale Begegnung?

Bereits 2014 wurde von der EKD-Synode folgendes zum Thema Digitalisierung festgehalten: „Die Digitalisierung der Gesellschaft führt dazu, dass durch digitale Räume neue Formen von Gemeinde entstehen. Nicht physische Nähe, sondern Kommunikation ist für sie wesentlich. Die evangelische Kirche respektiert und fördert diese neuen Gestalten von Gemeinde." Ein verstärkter Fokus auf Kommunikation also, wenn physische Nähe nicht gegeben ist?

In eine ähnliche Richtung geht Horst Gorski in seinem Essay „Theologie in der digitalen Welt". Er ermutigt dazu, die teils unüberschaubare Komplexität des digitalen Raums als einen pneumatologisch ermöglichten Gestaltungsraum zu interpretieren: „Eine neue Offenheit für den Heiligen Geist kann den Raum schaffen, um die Erfahrung Gottes in den undurchschaubaren Prozessen der digitalen Welt zu interpretieren." (Pastoraltheologie 107. Jg., S. 187 – 211, 2018).

Der digitale Raum als Spielfeld für neue Formen von Begegnung und Kommunikation, getragen von dem Vertrauen, dass der Heilige Geist sowieso wirkt, wo er will? Wieso das nicht einfach einmal ausprobieren? Schließlich geht es um nichts Geringeres als die Geschichte Gottes mit uns Menschen, die in allen Lebensräumen der jeweiligen Zeit Gestalt gewinnen will.

Dafür ist jetzt in der Zeit der Pandemie vielfältig Bedarf und Glaube wird in vielfältigen Bezügen praktiziert. Besonders brisant wird es allerdings, wenn es um unsere intimste

Fortsetzung Seite 10

Foto: C. Wenn (1)

und heiligste Form der christlichen Gemeinschaft geht, das Abendmahl.

Digitale Abendmahlsfeiern einfach einmal ausprobieren

Es ist hier nicht der Ort, die Abendmahlsdiskussion theologisch in Gänze zu entfalten. Ein Blick in Luthers Kleinen Katechismus ist aber schnell getan und zudem aufschlussreich. Die zentralen Funktionen des Abendmahls sind für ihn die Vergebung der Sünden und die Stärkung im Glauben. Unabdingbarer Bestandteil dafür: Das tatsächlich leibliche Essen und Trinken und die Einsetzungsworte. Beides muss untrennbar zusammengehören und sich in Gleichzeitigkeit ereignen. Denn nur durch das Wort wird das Stück Brot zum Leib, nur durch das Wort wird der Schluck Wein zum Blut Christi. Das Wort und die Einsetzung zeitlich voneinander zu trennen, würde zu einem Erinnerungsmahl führen, das aus Sicht der reformierten Kirche sicherlich möglich, für uns als Lutheraner*innen aber unserem Abendmahlsverständnis genuin nicht entspricht.

Relevant für unsere Fragestellung ist genau dieses lutherische Erfordernis der Gleichzeitigkeit. Denn bei Abendmahlsfeiern im digitalen Raum, zum Beispiel in Form von Videokonferenzen oder bei der Teilnahme an Live-Streams von Gottesdiensten, ist genau diese gegeben und somit theologisch durchaus zu rechtfertigen. Auch die räumliche Distanz sei kein Problem, so Ralf-Peter Reimann, Internetbeauftragter der Evangelischen Kirche im Rheinland: „Wenn der omnipräsente Christus selbst zum Abendmahl einlädt, kann seine Gegenwart nicht auf eine bestimmte räumliche Reichweite um den Altar beschränkt sein. Da es nach protestantischem Verständnis eben keine Wandlung der Substanz gibt, kann es nicht daran liegen, in welcher Nähe beziehungsweise Distanz Brot und Wein sich zum Altar befinden, damit Christus gegenwärtig ist. Entscheidend ist die Gemeinschaft beim Abendmahl, die digital um den Tisch des Herrn versammelte Gemeinde!“ Dennoch bleiben Fragen offen: Entspricht eine Feier zu Hause der angemessenen Würde einer Abendmahlsfeier? Was, wenn unterschiedliches Brot oder gar unterschiedliche Getränke verwendet werden? Können die Gaben noch als Gaben erlebt werden, wenn ich sie mir selbst bereitstelle? Im Blick auf all die berechtigten Zweifel und Unsicherheiten, ob wir bei einer digitalen Abendmahlsfeier wirklich theologisch verantwortlich handeln, kann ein Zitat Martin Luthers deutlich entlasten. 1525 gab es divergente Diskussionen, wie genau das Abendmahl nun zu feiern sei, also mit welchem Brot und welchem Wein. Ironisch schlug er vor, das Abendmahl ganz bleiben zu lassen, bis man alle Sachfragen geklärt hätte: „Item wey wyr nicht wissen und der Text nicht gibt, ob es rot odder blanck weyn gewesen, ob es semlen odder gersten brot gewesen sey, Werden wyr ynn dem zweyffel die weyl mussen das abentmal lassen anstehen, bis wyrs gewis werden, da wir ia kein eusserlich ding umb eyn har anders machen denn Christus exempel fur tregt.“ (Martin Luther: Wider die himmlischen Propheten, von den Bildern und Sakrament. WA 18)

Digitale Gemeinschaft und sogar eine digitale Abendmahlsfeier einmal auszuprobieren, ist somit die allemal bessere Wahl als es von Anfang an zu lassen, weil zu viele Unsicherheiten aufscheinen.

Nora Steen
ist theologische Leiterin des Christian Jensen Kollegs der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland in Breklum.

Fotos: ZMÖ-Bildarchiv (1), epd-Bild (1)

Bananensaft statt Wein, Maniok statt Weizenbrot

Ebenso hilfreich ist ein Blick in die weltweite Ökumene. Natürlich trat und tritt immer wieder die Frage auf: Wie, oder besser womit, kann das Abendmahl in Ländern gefeiert werden, in denen weder Weizen für das Brot noch Trauben für den Wein wachsen? Dies ist im Kern natürlich eine Frage nach der Inkulturation des Christentums in andere kulturelle und geographische Kontexte. In Uganda wird beispielsweise Bananensaft statt Wein ausgeteilt, in Burundi ist es Johannisbeerschorle und im Sudan steht die Maniokwurzel für den Leib Christi. Im Pazifik spielt die Kokosnuss eine zentrale Rolle und hat 1985 zu der Entwicklung einer interessanten kontextuellen Theologie durch den Theologen Sione Amanaki Havea von der Insel Tonga geführt. Havea fragte nach den Lebensmitteln, mit denen Jesus wohl seine Botschaft veranschaulicht hätte, wäre er nicht im Nahen Osten, sondern im Pazifik geboren worden. Und kommt zu dem Schluss, dass es in dem Fall nicht Brot und Wein, sondern Kokosnussfleisch und Kokosnusswasser geworden wäre. Und so gibt es viele andere Beispiele für kontextualisierte Abendmahlsfeiern, denen wohl niemand von uns ernsthaft ihre theologische Tiefe absprechen würde.

Diesem Denken der kontextuellen Theologien folgend, könnten auch digitale Gemeinde- und Abendmahlsformen für die Menschen im 21. Jahrhundert relevant und sogar nötig werden. Für die weltweite ökumenische Gemeinschaft könnten sich durch Digitalisierung unserer Lebenswelt ganz neue Beziehungsstrukturen entwickeln, die durch sporadische Besuchskontakte durch offizielle kirchliche Delegationen überhaupt nicht abgebildet werden können. Insbesondere die jüngeren Generationen könnten hier neue Wege für die Partnerschaftsarbeit finden, die das wertvolle Gut unserer langjährigen internationalen Beziehungen bewahren und in neuer Weise weiter entwickeln können.

Ich persönlich sehe den digitalen Raum nicht als Allheilmittel. Die wirkliche, analoge Begegnung ist noch immer erstrebenswert, denn der christliche Glaube ist ohne die ihr innewohnende Leiblichkeit nicht denkbar. Gott wurde Mensch, um uns nah zu sein. Ein Segen ohne Berührung, ein Abendmahl ohne geteilten Kelch – das ist auf Dauer schmerzhaft und die physische Nähe dauerhaft nicht ersetzbar. Dennoch haben wir den Auftrag, je in unserer Zeit Wege und Formen zu suchen, Menschen mit der Botschaft Jesu zu erreichen. Wie gut, dass sich so viele kreativ auf den Weg machen, auch im digitalen Raum. Wir dürfen gespannt sein, was sich in Zukunft daraus noch weiter entwickeln wird!

„Der digitale Raum ist kein Allheilmittel . . ., dennoch haben wir die Aufgabe in unserer Zeit Wege und Formen zu suchen, Menschen mit der Botschaft Jesu zu erreichen.“

Das gemeinsame Essen reißt Grenzen nieder

Als 2015 Geflüchtete aus Syrien nach Rostock kamen, schwand das anfängliche Fremdheitsgefühl mit der ersten Mahlzeit. Das zeigt, wie zentral das Essen an einem Tisch für die Begegnung ist. Das Thema Essen sollte in der Kirche viel mehr Beachtung finden, vor allem in der weltweiten Ökumene.

Tilman Jeremias

Es ist Freitagabend gegen halb zehn im September 2015. Das Telefon klingelt, „Rostock hilft“ meldet sich. Etwa 35 Geflüchtete seien an diesem Abend noch ohne Unterkunft – das Pfarrhaus die letzte Möglichkeit, es ginge nur um wenige Nächte. Die Stadt sei völlig überfordert: Hunderte Geflüchtete kämen jeden Tag an, um mit der Fähre weiter nach Schweden zu fahren. Ob wir nicht helfen könnten? Schon zehn Minuten später stehen die ersten jungen Leute vor der Tür und schleppen Feldbetten in die eilig leergeräumten Gemeinderäume. Wenig später kommen die Geflüchteten an, verunsichert, zögerlich. Zeitgleich bevölkern auch mehrere Freiwillige die Gemeindeküche, rühren kurz darauf in großen Töpfen, als hätten sie sich wochenlang auf diesen Abend vorbereitet.

Natürlich sind da die Sprachbarrieren. Natürlich passt die junge Familie nicht in den großen Kreis der syrischen jungen Männer und wir sind froh, dass sie am Tag drauf eine neue Bleibe findet. Natürlich ist es nichts für uns Alltägliches, dass die neuen Gäste im christlichen Gemeinderaum zunächst einmal ihr muslimisches Abendgebet verrichten möchten. Eher schon gewöhnlich, dass alle möglichst schnell das WLAN-Passwort haben wollen.

Doch als das vorsichtige Abtasten, das große Chaos an diesem Abend, das erste Fremdheitsgefühl verschwinden, als dampfend das Abendessen auf dem Tisch steht – eines der zahlreichen Wunder ehrenamtlichen Engagements in unserer Gemeinde. Am Tisch rücken wir zusammen, was 2015 noch ohne jede Infektionsangst ging. Plötzlich sprechen doch einige Englisch. Die Gäste lassen es sich dankbar schmecken. Und wir sind jetzt ebenso dankbar, an diesem und den folgenden Tagen Teil der großen Willkommenskultur dieses besonderen Herbstes sein zu können.

Zusammen essen zeigt, dass wir in unseren Bedürfnissen gleich sind

Wie schön, dass die Gäste sich schon am Tag darauf revanchieren können, ihrerseits syrisch und afghanisch kochen, wenn auch so manche Zutat fehlt. Wieder ist es ein Mitternachtsmahl, das nicht eben in den zeitlichen Rhythmus der Pfarrfamilie mit Schulkindern passt, aber köstlich schmeckt, die Gespräche vertieft und uns mit den dramatischen Fluchtgeschichten unserer Gäste vertraut macht.

Das gemeinsame Essen reißt die Grenzen nieder, die wir zwischen uns gespürt haben. Als Gastgeber sind wir in der ersten Nacht die Beschenkten. Wir können nun viel eher nachempfinden, welche Einschränkung es für viele Geflüchtete bedeutet, in ihren Einrichtungen nicht selbst kochen zu können. Zusammen zu essen zeigt, dass wir im basalen Bedürfnis der Nahrungsaufnahme als Menschen gleich sind, unabhängig von kulturellen oder religiösen Unterschieden.

Und darum ist es richtig, in der Ökumene viel über das Essen nachzudenken und zu sprechen. Als Gastgebende hilft uns das sorgfältig vorbereitete Begrüßungsmahl, das erste Eis zu brechen. Als Gäste mögen uns Europäer in Tansania die langen, eher formalen Begrüßungsrituale befremden; manchmal ist es mit hängendem Magen durchaus eine Zumutung, noch eine Stunde Andacht in der Kirche frommen Herzens mitzuverfolgen. Sicher ist es nicht leicht für uns zu ertragen, dass die Frauen unser Mahl in stundenlanger Arbeit vorbereitet haben, am offenen Feuer, in einer Lehmhütte ohne Abzug. Noch schwerer erträglich, dass sie, während wir, Frauen und Männer aus der Mecklenburgischen Partnerkirche, es uns mit den gastgebenden Männern schmecken lassen, stehend dabei zuschauen. Aber spätestens wenn das Büffet aufgebaut ist, löst sich die Stimmung, wir lachen und kommen einander näher. Und es ist nicht überraschend, dass gerade die Nahrung selbst, die Früchte des Landes oder die Zubereitung des gerade genossenen Mahles, willkommene niedrigschwellige Einstiegsthemen in ein Gespräch darstellen. Das gemeinsame Essen ist nicht etwa nur lästige Pflicht beim Partnertreffen, Hilfe, um zum vermeintlich Eigentlichen zu kommen, den Gesprächen oder Gottesdiensten. Nein, es ist selbst wesentliches Element der Partnerschaft. Ist es doch die Tischgemeinschaft, die ein zentrales Glaubenssymbol darstellt.

Fotos: B. Wüstneck/dpa (1), C. Wenn (1)

Empfang der syrischen Geflüchteten 2015 in Rostock. Damals half das Begrüßungsmahl, „das erste Eis zu brechen“, so die Erfahrung des Autors.

Seelischer Hunger wird eher gestillt, wenn auch der leibliche im Blick ist

Man sollte die Bibel nicht hungrig lesen. Denn in der Schrift wird viel getafelt. Idealtypisch dafür steht Abraham, der die sprichwörtliche orientalische Gastfreundschaft lebt, als drei unbekannte Männer vor seinem Zelt auftauchen, mitten in der Mittagshitze (Genesis 18). Sofort erhalten sie das lebenswichtige Wasser, ihre Füße werden gewaschen und ihnen wird ein Schattenplatz unter dem Baum angeboten. Nachdem die elementaren Bedürfnisse der fremden Gäste erfüllt sind, verspricht Abraham einen „Bissen Brot“, damit die Gäste ihre Herzen laben können. Dieser Bissen erweist sich nicht nur als das frisch gebackene Brot, sondern besteht im zubereiteten eilig geschlachteten Kalb, Milch und Butter. Übrigens bleibt Abraham wie traditionelle Tansanierinnen ehrfürchtig stehen, während es sich die Gäste gut gehen lassen.

Diese Gastfreundschaft lässt Abraham seinen Gästen zuteilwerden, ohne zu ahnen, dass er soeben Besuch von Gott selbst erhalten hat und dies zudem mit der unfassbaren Botschaft, dass er und seine Frau Sara nun doch noch Eltern werden sollen und Gottes Verheißung vom großen Volk wahr werden kann. Ohne es zu wissen, hat Abraham Engel beherbergt (Hebräer 13,2). Solche Gastfreundschaft kann erleben, wer in der Ökumene unterwegs ist, nicht nur in arabischen Ländern. In Kasachstan haben wir gehört, dass Gäste im Haus puren Segen Gottes bedeuten. Sie bekommen diesen Adel dadurch zu spüren, dass alles auf den Tisch kommt, was das Haus zu bieten hat.

Von hier aus ist es nicht weit zu Jesus. Er verwandelte Menschen durch gemeinsames Essen. Geradezu autoritär klingt seine Selbsteinladung Zachäus gegenüber: „Ich muss heute in deinem Haus einkehren.“ (Lukas 19,5) Widerspruch zwecklos. Ausgerechnet der betrügerische Kollaborateur ist Jesu Einkehradresse in Jericho, sehr zum Missfallen der dortigen Schriftgelehrten. Zachäus ändert sein Leben radikal, ohne ein einziges Wort Jesu. Jesus kehrt bei ihm ein und isst mit ihm; das reicht zur Lebenswende des Zachäus.

Jesus missachtet Reinheitsvorschriften, isst mit Huren und Leprakranken. Seine Tischgemeinschaften sind es, die Frustrierte erfreuen, Ausgegrenzte einbeziehen, seelisch und körperlich Versehrte heil machen. Damit sind sie Vorwegnahmen des großen Festmahls Gottes in dessen Reich. Ja, das Festmahl ist auch in den Predigten Jesu bevorzugtes Bild für dieses Reich.

Darum sollte das kirchengemeindliche Budget für Essen und Trinken nicht zu klein sein. Der Gottesdienst wird rund, wenn er wie im ersten Christentum im gemeinsamen Mahl mündet. Die kirchlichen Flüchtlingscafés sind gelebte Nächstenliebe. Seelischer Hunger wird leichter gestillt, wenn auch der leibliche im Blick ist. Als Mensch, der selbst sehr gern isst, gefällt mir der Kirchengemeinderatsbeschluss meiner ehemaligen Rostocker Gemeinde: Lasst uns mehr miteinander essen und dabei immer genügend Plätze frei haben für Menschen, die sich einladen lassen, woher auch immer sie kommen.

Tilman Jeremias
ist Bischof im Sprengel Mecklenburg und Pommern der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland.

„Man erzählt sich eher, wo der Schuh wirklich drückt“

Was ist das Geheimnis gelungener Tischgemeinschaften, welche Bedeutung haben sie für die Zusammenarbeit mit internationalen Gemeinden? Darüber spricht ***Pastor Prince Ossai Okeke*** mit Ulrike Plautz.

Prince Ossai Okeke *ist Pastor in Hamburg und Referent für die Zusammenarbeit der Nordkirche mit Internationalen Gemeinden im Rahmen Interkultureller Öffnung sowie Vorsitzender des African Christian Council Hamburg e.V. (Dachverband Afrikanischer Gemeinden in Hamburg).*

Hat die Tischgemeinschaft im Rahmen Ihrer Arbeit eine besondere Bedeutung? Wenn ja, welche?
Prince Ossai Okeke: Bei unseren Treffen spielt das gemeinsame Essen immer eine große Rolle. So rate ich meinen deutschen Kolleginnen und Kollegen: Wenn ihr eine Veranstaltung mit internationalen Gemeinden plant, dann bitte das Essen nicht vergessen. Dabei geht es ja nicht in erster Linie darum satt zu werden. Es geht um eine andere Qualität der Begegnung, die dann entsteht, wenn man gemeinsam beim Essen am Tisch sitzt. Das ist ja etwas ganz anderes, als wenn einer vorne steht und die anderen hören zu. Das gemeinsame Essen fördert sofort die Nähe zu den anderen, es entwickelt sich ein anderes Gemeinschaftsgefühl.

Warum wirkt sich das gemeinsame Essen so sehr auf den Umgang miteinander aus? Was ist das Geheimnis?
Wenn man am Tisch zum Essen zusammenkommt, verlässt man die rein formale Ebene und es kann sich etwas anderes entwickeln. Es gelingt besser, auch einmal locker zu sein, die Gespräche kommen leichter in Gang und man geht offener miteinander um. Und: es wird mehr gelacht. Ein wichtiger, nicht zu unterschätzender Faktor. Wenn wir so zusammensitzen, können wir auf ganz andere Weise über das reden, was gelungen ist oder über Probleme. Es entsteht eine Situation, in der man sich eher erzählt, wo denn der Schuh wirklich drückt. Vertrauen wächst, wo Menschen spüren, dass das Gegenüber ehrlich ist und einen respektiert. Ich erinnere mich an ein gemeinsames Essen mit Pastorinnen und Pastoren. Bald brach das Eis und einige erzählten, dass es manchmal Situationen gibt, in denen auch sie sich überfordert fühlen, wenn sie immer ständig auf Probleme von anderen eingehen müssen. Sie trauten sich mit einem Mal ehrlich über eigene Schwächen und Verletzlichkeiten zu sprechen, mussten nicht stark sein und konnten sich dann auch gegenseitig unterstützen. In solchen Momenten denke ich: Wow, wie schön, dass das möglich ist. Das gehört für mich zu einer gelungenen Tischgemeinschaft, dass Raum da ist, um aufeinander zu achten und wirklich zuzuhören. Dass man nicht nur Interesse daran hat, was das Gegenüber tut, sondern daran, wie es dem anderen wirklich geht und was ihn bewegt. Wir sind schließlich nicht nur als Funktionsträger unterwegs, sondern begegnen uns vor allem erst einmal als Menschen.

Für ein gelungenes Gespräch braucht es also Zeit und eine bestimmte Form von sinnlicher Erfahrung, wie sie beim Essen entsteht ...
Das sind die besten Voraussetzungen, damit sich ein ganzheitliches Gespräch entwickeln kann.

Ist das gemeinsame Essen auch eine Form der Wertschätzung dem Gast gegenüber?
Auf jeden Fall. Als meine Frau und ich in Nigeria waren, wurden wir bei unseren Besuchen jedes Mal zum Essen eingeladen. Das ist ganz normal. Meine Frau, die Deutsche ist, war zum ersten Mal im Land und anfangs irritiert. Natürlich hatte sie nicht bei jedem Besuch Hunger. Ich habe sie dann trotzdem gebeten, die Einladung anzunehmen, auch wenn man dann nur eine Kleinigkeit isst. Der Gast ist in unserer Tradition heilig. Dazu gehört, dass man ihm Essen anbietet, um ihn zu ehren.

Fotos: Prince Ossai Okeke (1), Wikimedia (1),

„Um den Gast zu ehren, bietet man ihm in unserer Tradition Essen an“. Zum Foto: In Nigeria gehören Egusi-Suppe und Eba zu den beliebten Gerichten.

Wegen der Corona-Pandemie ist zurzeit eine wirkliche Tischgemeinschaft mit mehreren Menschen nicht möglich. Wie gehen Sie damit um?
Das fehlt natürlich sehr und es wäre schön, wenn wir uns bald wieder anders begegnen können. Bis dahin muss man kreativ werden.
Zu Beginn des ersten Lockdowns hatten wir eine Veranstaltung. Das gemeinsame Treffen mit internationalen Gemeinden in Hamburg und Kiel hatten wir, Hauke Christiansen vom Kirchenamt, Pastorin Annette Reimers-Avenarius, Ökumenebeauftragte in Hamburg und ich, schon lange geplant. Wir wollten also unbedingt, dass dieses Treffen stattfindet, trotz der Situation. Und es sollte wie immer ein gemeinsames Essen geben. So haben wir für diesen Tag bei einem afrikanischen Restaurant in Hamburg das Essen bestellt und zu den Teilnehmenden bringen lassen. Alle waren begeistert und wir konnten gemeinsam essen, wenn auch nur am Bildschirm. Trotz der Distanz war ein Verbundenheitsgefühl da. Jetzt, wo auch die meisten Restaurants geschlossen haben, ist das leider so nicht möglich. Wir müssen sehen, wie sich die Situation weiterentwickelt.

In diesen Corona-Zeiten wird deutlich, wie wichtig die gemeinsame Mahlzeit ist, oder?
Ja, das ist für uns wirklich zentral.

Hat für Sie eine Tischgemeinschaft auch eine spirituelle Bedeutung?
Es gibt in der Bibel unzählige Geschichten, in der das gemeinsame Essen eine zentrale Rolle spielt. Am Tisch ereignet sich in biblischen Erzählungen viel. Dabei begegnen sich zum Beispiel Menschen, die sonst nicht zusammenkommen würden. Die Tischgemeinschaft kann ein Ort des Feierns sein. Sie kann ein Ort der Versöhnung oder der Vergebung sein, bei der zum Beispiel die Wiederkehr eines verlorenen Sohnes gefeiert wird. Sie kann auch ein Ort sozialer Utopie sein, wo zu einem großen Gastmahl die Ausgestoßenen und Outsider eingeladen werden. Nicht zu vergessen die Geschichte vom letzten Abendmahl. Am Tisch beim gemeinsamen Essen ist für Jesus der Raum, das anzusprechen, was schwer ist, was ihn bewegt und bedrückt.

„Tischgemeinschaften“ lautet das Motto für das Jahr der Ökumene. Was wünschen Sie sich in dem Zusammenhang für Ihre kirchliche Arbeit?
Ich wünsche mir natürlich, dass es erst einmal irgendwann wieder möglich sein wird, mit vielen anderen Menschen zusammen zu essen und dass wir in der Kirche noch viele lebendige Tischgemeinschaften erleben werden. Ich wünsche mir vor allem, dass wir diese Essen mit den internationalen Gemeinden viel häufiger auch gemeinsam vorbereiten, dass sich mehr Akteure aus allen Bereichen beteiligen. Es muss nicht immer alles perfekt sein, man kann ruhig mehr improvisieren. Aber egal wie es zustande kommt: die Tischgemeinschaft hat eine sehr verbindende Kraft, auch über Grenzen hinweg. In Nigeria würde man sagen: Das gemeinsame Essen öffnet die Tür zum Herzen der anderen.

Das Gespräch führte Ulrike Plautz.

„Zu einer gelungenen Tischgemeinschaft gehört, dass Raum da ist, um wirklich zuzuhören.“

Durch ein gemeinsames Mahl wachsen Beziehungen und Erinnerungen

In Indien ist das Festessen das wichtigste Element einer Feier und stärkt die Gemeinschaft. Es kann aber auch Grenzen markieren, zum Beispiel die des Kastensystems. Sie gilt es zu überwinden, nach dem Vorbild der Bibel.

John Oommen

Wenn ich über das Thema Tischgemeinschaften nachdenke, tauchen aus den Nischen meiner Erinnerung die verschiedensten Bilder auf. Einige möchte ich beschreiben.

Ein Abendessen in meiner Kindheit: Ich bin als viertes von fünf Kindern aufgewachsen. Mein Vater war Pastor und meine Mutter Lehrerin, die nach der Geburt der Kinder beschlossen hatte, ihre Karriere aufzugeben, um für uns da zu sein. Ich sehe uns als Familie am Tisch beim gemeinsamen Abendessen. Uns war damals gar nicht bewusst, dass das in der Kindheit meiner Eltern unmöglich gewesen wäre. Denn in ihren Elternhäusern galten noch ganz andere Regeln: Damals aßen die Männer zuerst, während die Frauen dienten. Diese Norm hatten meine Eltern sofort geändert. Das nahmen wir als Kinder ganz selbstverständlich hin ohne uns bewusst zu sein, dass wir diese gemeinsamen Mahlzeiten der Initiative meiner Eltern zu verdanken hatten und sie damit Gleichberechtigung vorgelebt hatten. Und noch etwas hatte sich mir eingeprägt: Im Hintergrund des Esszimmers sehe ich noch die grüne Papptafel an der Wand auf der steht: „Christus ist das Haupt dieses Hauses; ein unsichtbarer Gast bei jeder Mahlzeit. Der stille Zuhörer jedes Gesprächs“. Das fasst die Erinnerung noch besser zusammen als die langsam verblassenden Bilder.

Von den gemeinsamen Essen zehrt die Gemeinschaft noch lange

Hochzeitsessen auf demLand: Zur Hochzeit gehören vor allem unzählig viele Gäste. Manchmal sind es tausend, manchmal sogar das Doppelte. Je mehr, desto besser. Ein Statussymbol für die Reichen und die Mittelschicht. Manche Haushalte müssen ihre ganzen Ersparnisse dafürverwenden, um alle Gäste verköstigen zu können. Aber die Gemeinschaft zehrt davon. Ehen und Beerdigungen sind oft die einzigen Gelegenheiten, bei denen alle zusammenkommen. In der kleinen Stadt, in der wir leben, ist es ein Affront oder eine Beleidigung für die Familie, wenn man eine Hochzeitseinladung annimmt, aber nicht zum Essen erscheint. Selbst wenn man nur einer unter 2 000 ist.

Bei den Adivasi, der indigenen Bevölkerungsgruppe, mit der ich zusammenarbeite, ist bei der Eheschließung die Zeremonie zwar wichtig, aber noch wichtiger ist das große Festmahl, bei der das ganze Dorf zum Gastgeber wird. Dann gibt es unter Bäumen, aufgestapelt auf Bambusrahmen, riesige Berge von dampfendem heißem Reis, dazu duftende Linsen und Fleischcurry. Aus allen Richtungen kommen Menschen in ihrer bunten Festtagskleidung die gewundenen Bergpfade hinunter ins Dorf, um gemeinsam zu feiern. Während alle unter Bäumen im Gras hocken, um das köstliche Essen zu genießen, hört man hundertfach Gesprächsfetzen, ausgelassene Menschen, die miteinander reden und lachen. Ein Fest des Lebens.

Die Feiern in der Gemeinde: Anlässe für gemeinsame Feiern gibt es immer wieder. Als 2010 eine Schule für die indigene Bevölkerung eingeweiht werden sollte, die von Bewohnern aus den umliegenden 16 Bergdörfern betrieben wurde, lud die Gemeinde zu einer großen Feier ein. Natürlich mit einem gemeinsamen Festessen! Jede Familie steuerte dazu ein Maß Reis und zwanzig Rupien bei. Ich war für die Beschaffung der Fleischzulage zuständig. Es kamen 2 200 Menschen. Wir haben zusammen getanzt, Lieder gesungen, Reden gehalten … . Dann setzte man sich, um zu essen. 2 200 Gäste! Zuerst aßen die Frauen und Kinder, dann kamen die Männer an die Reihe. Immer wieder ging der Reis aus. Aber niemand hatte Angst leer auszugehen. Denn auf den Holzfeuern wurde immer wieder Reis nachgekocht, solange, bis alle satt waren. Aus Wasser wurde zwar kein Wein, aber aus der gemeinsamen Reismahlzeit wuchsen Beziehungen – und wertvolle Erinnerungen.

Fotos: J. Ostermann-Ohno (1), B. R. Prasanna (1), C. Wenn (1)

Zur Hochzeit, wie hier in Araku Valley, gehören vor allem unzählig viele Gäste, manchmal sind es tausend, manchmal doppelt so viele.

Die Tischgemeinschaft zeigt, dass wir zusammen gehören

Die Wirkung von Tischgemeinschaften: Gemeinsame Mahlzeiten können auch das Gegenteil von gemeinschaftsbildend sein und Grenzen ziehen. Allein dadurch, dass man entscheidet, wer kommen darf und wer nicht. Was es bedeutet vom Tisch verscheucht zu werden, erfahren zum Beispiel obdachlose Kinder, wenn sie vor einem Stadtrestaurant betteln und von den Eigentümern verjagt werden oder Dorfkinder, die weggeschickt werden, wenn Stadtbewohner im Wald picknicken und glauben, dieser Raum gehöre nun ihnen.

Es gibt noch ein trennendes Element. Die Ursachen dafür liegen nicht in der Ausgrenzung der Armen, sondern in unsrer Kultur. In unserer Tradition hängt viel davon ab, wer das Essen gekocht hat. Denn die oberen Kasten essen keine Lebensmittel, die von einer Person der unteren Kaste gekocht oder sogar nur berührt wurde. Wenn man also will, dass die höheren Klassen zum Essen kommen, braucht man einen Brahmanen-Koch, der es zubereitet. In den Gemeinde-Programmen, die wir ausführen, wissen wir natürlich auch von dieser Regel. Aber wir lehnen sie ab und sagen dann: „Wer das Essen nicht in der Form respektiert, wie wir es zubereiten, der muss eben wegbleiben.“ Wenn wir gemeinsam essen, dann geht es ja nicht nur darum, den leeren Magen zu füllen. Es ist auch eine öffentliche Erklärung, die zeigt, dass wir eins sind, dass wir zusammen gehören, dass wir uns gegenseitig so akzeptieren wie wir sind, auch und gerade in unserer Verschiedenheit.

Diese Bedeutung eines gemeinsamen Mahles ist natürlich auch Politikern bewusst. So lassen sich einige vor Wahlen publikumswirksam bei einem Essen mit Dalits *(die innerhalb des indischen Kastensystems zu den Unberührbaren gehören, d. Red.)* ablichten. Nach den Wahlen bleibt für sie dann aber alles wieder beim Alten und sie essen nur noch mit Ihresgleichen.

Gemeinsame Mahlzeiten können Grenzen überwinden: Es gibt aber vor allem unzählige Beispiele, wo das gemeinsame Mahl Ausdruck einer wirklichen Gemeinschaft ist und sie stärkt. Hier ist der Ort, wo Menschen zusammen kommen, die sich vorher nie gekannt haben, sich fremd oder sogar feindlich gesinnt waren. Das habe ich in meinem Leben sehr oft erfahren dürfen. Dazu kommen mir natürlich auch Geschichten aus der Bibel in den Sinn.

Zum Beispiel die Hochzeit von Kanaa. Der Wein ist ausgegangen. Jesus übernimmt häusliche Verantwortung und tut etwas, was im Vergleich zu seiner sonstigen Mission eher trivial erscheint, aber gerade hilft, eine Familienkrise zu lösen. Und Wasser wird zu Wein.

In einer anderen Erzählung ist Jesus bei Simon zu Gast, bei einem, der als Pharisäer zur Opposition und damit zu seinen Hauptkritikern gehört. Allen stehen die Haare zu Berge. Essenseinladungen können ja auch geschickt gelegte Fallen sein … . Dann taucht auch noch eine Frau auf, die als „Sünderin“ bezeichnet wird, und betritt diesen von Männern dominierten, scheinheiligen Raum. Sie tut das Undenkbare. Indem sie Jesus die Füße mit ihren Tränen wäscht, stellt sie alle Moralvorstellungen auf den Kopf und ändert das sorgfältig ausgefeilte Selbstverständnis des Gastgebers.

Jesus sitzt bei einer Mahlzeit im vertrauten Kreis seiner Jünger. Er weiß, dass seine Zeit abgelaufen ist. Dann steht er auf, kniet vor jedem seiner Jünger und wäscht ihnen die Füße. Völlig inakzeptabel und beispiellos. Der Guru wäscht nicht die Füße seiner Shishyas. Aber Jesus tut es. Er wäscht die Füße von Johannes und Petrus und von Judas! Und weist ihnen damit den Weg. Zugleich liegt schmerzhafter Verrat in der Luft. Denn einer, der mit am Tisch sitzt, hat sich gegen ihn erhoben. Und doch wäscht er auch diesem den Fuß. Dann nimmt Jesus Brot und Wein, das gewöhnliche Essen, das auf dem Tisch steht, und macht es zu einem ewigen Symbol, für uns. Indem er uns einlädt, das Brot zu brechen und den Wein für diejenigen zu vergießen, die Schmerzen haben, die zu den Verletzten und Verlorenen gehören. Das zeigt: Es sind die kleinen, die gewöhnlichen Dinge, die eine viel tiefere und größere Bedeutung haben, als wir manchmal glauben. Das sollte uns immer bewusst sein. In einer Tischgemeinschaft teilen wir nicht nur Reis, Fleisch oder Brot, sondern auch uns selbst.

Übersetzung: Ulrike Plautz

Dr. John Oommen *ist Arzt, stellvertretender Leiter des christlichen Krankenhauses in Bissamcuttack / Odisha. Zudem engagiert er sich als Leiter der Abteilung für Gesundheitsversorgung für Dorfentwicklungsprogramme in der Region.*

Der Dialog zwischen Franz von Assisi und Sultan al Malik als Lichtkomposition in der Frankfurter Liebfrauenkirche. „From inner to Outer Light“ heißt diese Lichtinstallation der Künstlerinnnen Anny und Sibel Öztürk im Rahmen des Lichtfestivals „Luminale“ 2020.

Ein Aufbruch zu etwas Neuem

Was geschieht, wenn Pastor*innen und Imame eine Woche miteinander verbringen, sich austauschen und dabei Tischgemeinschaft erleben? Für viele hatte die intensive muslimisch-christliche Begegnung den Charakter eines Friedensprojektes.

Anne Gidion und Sönke Lorberg-Fehring

Am Anfang stand die Ungewissheit: Wie wird es sein, wenn zehn Pastor*innen eine Woche mit zehn Imamen verbringen? Zwei Jahre Vorlaufzeit brauchte die Veranstaltung, die von Anne Gidion vom Pastoralkolleg der Nordkirche, Daniel Abdin, Vorsitzender der islamischen Al-Nour-Gemeinde in Hamburg-Horn und Sönke Lorberg-Fehring vom Referat für christlich-muslimischen Dialog geplant wurde. Das Ziel war genauso klar wie herausfordernd: Imame und Pastor*innen sollen miteinander ins Gespräch kommen über ihren Glauben im Alltag als Religionsprofis, Gemeindeleitende, Familienväter und -mütter, Singles, Fußballfans und Musikliebende. Die gemeinsame Frage war: welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede halten religiöse Lebensentwürfe bereit für Menschen aus verschiedenen Religionen in einer Gesellschaft, die immer säkularer wird? Wie kann nach einer langen Geschichte von Missverständnissen, Gewalt und gegenseitigen Überzeugungsversuchen ein Gespräch auf Augenhöhe gelingen? Wie können wir es schaffen, einen Gegenentwurf zu dieser dunklen Vergangenheit zu entwerfen und an die gelungenen Seiten des christlich-muslimischen Dialogs anzuknüpfen?

Wie kann heute eine religiöse Existenz in Deutschland gelebt werden?

Um es gleich vorweg zu nehmen: Es war einfacher als gedacht! Denn die entscheidenden Fragen waren am Ende nicht, ob sich die islamische Betonung des Ein-Gott-Glaubens mit der christlichen Vorstellung der Trinität Gottes verträgt oder ob die weiblichen Teilnehmerinnen auf christlicher Seite mit den männlichen Imamen auf Augenhöhe reden können. Was alle Teilnehmenden verband, war die Ungewissheit, wie eine religiöse Existenz in Deutschland im Jahr 2020 angemessen gelebt werden kann, welchen Vorbildcharakter die eigene religiöse Praxis für die Gemeinde haben soll und wie mit den Erwartungen umgegangen werden kann, die von der Gemeinde, der Gesellschaft, von einem selbst gestellt werden.

Diese Fragen brannten allen Teilnehmenden im wahrsten Sinne des Wortes auf der Seele – ob sie jünger oder älter waren, aus Land- und Stadtgemeinden, aus den Ost- und Westteilen der Nordkirche, aus Hamburg, Lübeck, Kiel und Heide oder aus der Türkei, dem Libanon, Iran und Ägypten. Der Schlüssel war, diese Fragen nicht in Form eines paritätisch besetzten Podiums von evangelischen, sunnitischen und schiitischen Theolog*innen zu beantworten. Stattdessen sollten die hauptberuflich Glaubenden eingeladen werden, zu einem Diskurs mitten im Leben: Wo gibt es Ähnlichkeiten in der Leitung einer christlichen und muslimischen Gemeinde? Wo können wir voneinander lernen und an welcher Stelle können wir von unseren jeweiligen Erfahrungen profitieren?

Die Umsetzung dieses Ansatzes wäre nicht möglich gewesen ohne Daniel Abdin, Kaufmann, Sozialarbeiter und Vorsitzender der Hamburger Al-Nour Moschee in Hamburg. Interreligiösen Dialog erlebt Abdin jeden Tag in seiner eigenen Familie mit jordanischen, iranischen, armenischen und deutschen Wurzeln und sunnitischer, schiitischer und armenisch-orthodoxer Prägung. „Wir bilden eine kleine Hamburger Gesellschaft zu Hause“, betont Abdin, „multikulturell, multireligiös und multilingual. Es ist traumhaft schön.“

Man hatte die Moschee geöffnet und alle an einen Tisch geladen

Es ist wesentlich Abdins Engagement zu verdanken, dass der Umzug der Al-Nour-Gemeinde, die jahrelang in einer Tiefgarage in St. Georg gebetet hat, in die ehemalige evangelische Kapernaumkirche in Hamburg-Horn mit großer Akzeptanz von allen Seiten abgelaufen ist. Unter großer medialer Aufmerksamkeit hatte die Moscheegemeinde die Kirche 2012 gekauft. Seit 2004 war die Kirche entwidmet und stand leer. Alle Umbaupläne von Investoren hatten sich zerschlagen. So landete das Gebäude in einem Immobilienportal, wo die Moscheegemeinde darauf aufmerksam wurde. Besser eine Religionsgemeinschaft als ein Fitnessstudio, sagten

Fortsetzung Seite 20

Fotos: epd bild/N. Neetz (1), C. Wenn (1)

damals manche. Andere fühlten sich bestätigt in ihrem Gefühl, dass „die Muslime“ alles übernähmen und das christliche Abendland ohnehin bald untergehe.

Umso wichtiger war für Abdin diese Woche mit Pastor*innen und Imamen. „Mir ist es wichtig“, betonte er von Anfang an, „dass es nicht nur um die trennenden Aspekte unserer Religionen geht. Die gemeinsamen Aufgaben, die vor uns stehen, sind riesig. Deswegen brauchen wir Vertrauen zueinander. Das erreichen wir nur, wenn wir uns gegenseitig kennen und schätzen lernen.“

Abdin spielt die Klaviatur der Hamburger Politik souverän. Er weiß – Politik wird zwar im Rathaus gestaltet, aber im Viertel gewonnen. „Wir sind von Anfang an auf unsere Nachbarschaft zugegangen, haben die Türen unserer Moschee weit geöffnet und alle an einen gemeinsamen Tisch geladen.“ Die Offenheit hat sich ausgezahlt. Die Gemeinde hat heute gute Kontakte in den Stadtteil hinein und ist zu einem geschätzten Akteur in der Nachbarschaft geworden. Als im Herbst 2015 Hundertausende Flüchtlinge nach Hamburg kamen, waren die Umbauarbeiten schon in vollem Gange. Aber Abdin und die Gemeinde haben sie unterbrochen. Wochenlang haben sie im Rohbau Flüchtlinge untergebracht. Keineswegs nur Muslime. „Wir sind für die Menschen da“, sagt Daniel Abdin. „Wir hatten Platz und wir haben gekocht. Islam leben heißt Barmherzigkeit zeigen. Das war für unsere Gemeinde keine Frage.“

Abdin war für die muslimisch-christliche Begegnung von Anfang an im Boot. Schwieriger war es, für eine Woche möglichst so viele Imame wie Pastor*innen zu finden. Die zentrale Aufgabe von Imamen ist, das Gebet in der Moschee zu leiten – fünfmal am Tag, jeden Tag zu einer etwas anderen Zeit je nach Sonnenauf- und -untergang. Außerdem Beerdigungen, Trauungen, Seelsorge, Koranunterricht, Stadtteilarbeit. Zudem sind Imame keine Moschee-Beamte. Sie werden nicht von einer größeren muslimischen Organisation bezahlt, sondern von Spenden, die jede Gemeinde sammelt. Die täglichen Gebete sind „der Atem der Gemeinde“. Sie „stehen an erster Stelle“, sagt Imam Mounib Doukali von der Harburger El-Iman-Moschee. „Meine anderen Termine muss ich so legen, dass ich schnell in die Moschee zurückkommen kann. Fünfmal am Tag kommen etwa fünfzehn bis zwanzig Gläubige, die beten wollen, oft ganz verschiedene Leute je nach Tageszeit. Und freitags gibt es zweimal Mittagsgebet – die Moschee ist zu klein für dreihundert bis vierhundert Leute.“

Fotos: C. Wenn (1), S. Lorberg-Fehring (1)

*„Damit es kein Traum bleibt, brauchen wir an vielen Orten solche Tische der Begegnung“. Foto: Austausch zwischen Christ*innen und Muslimen in der Hamburger Missionsakademie*

Es geht ums Teilen gemeinsamer Sorgen und Hoffnungen

Wie beginnt man eine muslimisch-christliche Pastoralkollegs-Woche? Wie wird deutlich, dass es nicht ein Treffen von Gästen und Gastgebenden ist, sondern ein gemeinsamer Austausch stattfinden soll? Die Lösung war ein Kennenlernen im Foyer des Altonaer Museums und der gemeinsame Besuch der Ausstellung: „Mahalla – muslimisches Leben in Altona“. Damit wird von Anfang an deutlich: Es geht nicht um theologische Spezialdiskussion oder die Betonung des Trennenden, sondern um das Teilen gemeinsamer Erfahrungen, Hoffnungen, Wünsche und Sorgen. Als alle Teilnehmenden langsam durch die Museumstür eintraten, war die Spannung mit Händen zu greifen: Werden alle kommen? Ist anderes doch wichtiger? Wie begrüßen wir uns? Handschlag oder besser kein Körperkontakt? In der christlichen Gruppe waren gleichviel Frauen und Männer – wie die Imame wohl den Pastorinnen begegnen würden?

Vor den Vitrinen mit Burkinis, Gebetsteppichen und Taschenkoranen lösten sich die Anspannungen. Zu zweit und zu dritt, Gesprächsabstand dezent, aber nicht zu distanziert. Neugier aufeinander, Einstiegszutrauen, dass es etwas Verbindendes geben kann. Das gemeinsame Foto nach dem Besuch der Ausstellung war selbstverständlich und die Vorfreude auf den nächsten Tag groß.

Am nächsten Morgen kommen die Imame in den Hamburger Westen, immerhin in die „Missionsakademie“ in der Rupertistraße, eine Einrichtung der Hamburger Universität. Gemeinsames Bibel- und Koranlesen – Heilige Texte zum Teilen, laut, leise, erst Wahrnehmen, dann Diskutieren. Am Schluss Stille und kurzes Gebet. Die Imame rezitieren den Koran selbstverständlich erst auf Arabisch und lesen ihn dann auf Deutsch vor. Eine Pastorin liest zum ersten Mal seit langem laut Griechisch. In der Kaffeepause gibt es erst vorsichtige innerchristliche Gespräche: In welcher Form sind uns die Bibeltexte eigentlich heilig? Im Plenum wird das Thema dann gleich fortgesetzt: Wie ist es, mit Heiligen Texten in Sprachen, Wort- und Satzkonstruktionen zu leben, die vielen heute kaum bis gar nicht mehr vertraut sind?

Jeder Tag begann dann so. „Mehr davon!“, sagten alle am Schluss. Die eigenen Texte leuchten noch einmal ganz anders vor dem Hintergrund einer vertrauensvollen und nachfragenden interreligiösen Anteilnahme. Gleichzeitig war es faszinierend zu sehen, wieviel der

Fortsetzung auf Seite 22

Umgang mit Bibel und Koran über die Teilnehmenden selbst erzählt – wieviel mute ich dem Text zu, wieviel mutet er mir zu?

Religion als Gegengewicht zum Immer alles Habenwollen

Dazwischen treffen sich alle immer wieder in verschiedenen Konstellationen in Gruppen und im Plenum. Eine Einheit lautet: „Wie sind wir die geworden, die wir heute sind? Was hat uns geprägt, wer waren unsere Vorbilder? Wovon wollten wir uns abgrenzen?“ Mit Hilfe von Symbolen und Gegenständen sollten alle Teilnehmenden ihre Lebenswege auf dem Boden nachbilden. Während vor allem die Jüngeren ohne Zögern verschiedene Symbole ausprobierten, zögerten manche der Älteren. Auch hier war deutlich zu beobachten, dass die entscheidende Differenz weniger aus der Religion herrührte, sondern von vielen anderen, oft sehr persönlichen Faktoren gespeist war. Und wieder, wie schon im Museum, wurde es sofort auf eine wohltuende Art vertraut, wenn miteinander und nicht übereinander gesprochen wurde. Wenn geistliche Menschen mit verschiedenen Lebensgeschichten sich einander zeigen konnten, was sie geprägt hat, wovon sie sich fernhalten wollen und was sie lieben.

Zwischendrin immer wieder Gebete, nacheinander, nebeneinander und im Angesicht der Anderen. Am ersten Tag knien sich die Imame in der Bibliothek zum Beten nieder, dann stimmen die Pastor*innen in der Kapelle Choräle an. Während beim ersten Mal noch alle etwas verlegen dabeistanden, war der muslimische Gebetsruf auch für die Christ*innen am zweiten Tag schon ein vertrauteres Ritual und manche der Imame summten beim christlichen Mittagsgebet leise mit: „Zu Dir, Maria, singen wir, von Gottes Wort in dieser Zeit…“ Am nächsten Tag beteten beide Gruppen gleichzeitig – Koranrezitation und „Dona nobis pacem“ als Quodlibet durch die Wand für alle hörbar. Nein, die Gebete sind nicht alles eins und auch nicht das Gleiche. Aber im Wechselklang interpretieren und ent-alltäglichen sie einander.

Eine besondere Herausforderung für alle war in allen Arbeitsfeldern – Jugendarbeit, Seelsorge, Schule, Gottesdienst – die Frage nach der Relevanz. „Braucht uns diese Gesellschaft noch?“, fragte eine Pastorin: „Oder müssen wir einfach damit leben, dass unser religiöses Angebot für viele Menschen immer weniger wichtig ist?“ – „Uns geht es in vielen Bereichen ähnlich“, antwortete ein Imam, „aber wir wollen nicht aufhören, Menschen für ein religiöses Leben zu gewinnen. Deswegen versuchen wir gerade Jugendlichen zu zeigen, dass Religion ein Gegengewicht zum Immer alles Habenwollen sein kann.“

Dienen Erfahrungen der Bestätigung oder dem Aufbruch zu Neuem?

Am vierten Tag, mit Spannung erwartet: der Besuch in der Al-Nour-Moschee. Schuhe ausziehen. Gottlob: Fußbodenheizung. Auf Strümpfen in den großen Gebetsraum. Staunen vor dem warmen Rot der Teppichbahnen. Die zarten weißen Ornamente. Die 60er Jahre-Fenster mit dem bunt schimmernden, gekreuzigten Christus sind liebevoll und aufwändig von der muslimischen Gemeinde restauriert worden. Sie leuchten farbig durch das weiße Raster der Wände. Zu den Gebeten kommen einfache Leute. Junge, Alte, Bäckerlehrlinge mit bemehlter Schürze, Bauarbeiter legen den Helm draußen zu den Schuhen.

„Wir wollten keine Kirche kaufen“, betonte Daniel Abdin und spürt den Schmerz mancher Pastor*innen. „Wir hoffen von Herzen, dass es eine Ausnahme bleibt. Wir wünschen uns eine starke Kirche als Partnerin für einen friedlichen Stadtteil.“

Während die Imame dem Gebetsruf folgen und sich in der ehemaligen Kirche versammeln, setzen sich die Pastor*innen hinten auf Stühlen dazu. Beim nächsten Gebet bleiben die Christ*innen in den Funktionsräumen im Keller. Als Gäste. Nicht als Fremde. Zum ersten Mal seit der Entwidmung klingen hier wieder christliche Lieder und Gebete.

Haben nun also die Muslime die ehemalige Kirche übernommen, während die Christ*innen in den Keller ausweichen müssen? Oder stellen nicht vielmehr jetzt Muslime den Christ*innen einen Raum zur Verfügung, in dem gelacht, gelernt, gesungen und gefeiert wird – kurz gesagt: An dem der Glaube praktisch wird?

Eine wichtige Erkenntnis der gemeinsamen Woche: Es kommt immer neu darauf an, in welchen Rahmen ich meine Erfahrung stelle – ob ich sie als Bestätigung vorgefertigter Meinung erlebe oder als Aufbruchssignal zu etwas Neuem.

Der gemeinsame Abschluss im improvisierten Andachtsraum im Keller der Moschee mit arabischem Büffet aus Humus, Tabule, Wasser und Tee führte dies deutlich und für alle aktuell vor Augen. Und sicher war es eine weitere wichtige Erfahrung dieser Woche: Damit es kein Traum bleibt, braucht es bald an vielen Orten solche Tische. Dieser Kurs war nur der Anfang.

Anne Gidion *ist Leiterin des Pastoralkollegs der Nordkirche.*

Sönke Lorberg-Fehring *ist Referent für christlich-muslimischen Dialog im* Zentrum für Mission und Ökumene.

Fotos: C. Wenn (2), A. Gidion (1), www.adpic.de (1)

„Menschen bedingungslos einladen“

Die Suppenküche in Bad Doberan ist einmalig in Deutschland. Seit ihrer Gründung vor 13 Jahren wird sie von der Theologin ***Barbara Niehaus*** geleitet. Dann kam der Lockdown. Weil aber der Bedarf blieb, wurde der Betrieb weitergeführt, mit anderen Mitteln.

Die Bad Doberaner Suppenküche ist etwas Besonderes. Ich erinnere mich an den hellen Gastraum, Gäste und Ehrenamtliche aus unterschiedlichsten Verhältnissen. Gibt es die Suppenküche in Corona-Zeiten noch?

Barbara Niehaus: Ja klar. Aber die Arbeit hat sich natürlich verändert. Bis Mitte Februar vergangenen Jahres haben wir unsere Gäste eingeladen zu kommen: Zum Essen und zum Mitarbeiten. In der Woche kamen rund 500 Gäste und 35 Mitarbeitende.

Im Essensraum hatten früher nur etwa 30 Gäste Platz. Wie sieht es heute bei Ihnen aus?

Heute sind wir im Gemeindezentrum. Nach einem aufwändig behobenen Wasserschaden konnten wir 2016 dort einziehen. Dort schließt der Raum an eine große Holzterrasse an. An den Tischen können acht Menschen sitzen. In unserer Arbeitsorganisation änderte sich manches, nachdem wir 2015 beim „startsocial“-Wettbewerb eine Projektberatung gewannen. Die brauchten wir, um unsere Finanzierung besser zu sichern. Aber unser Konzept hat sich nicht verändert.

Sie waren also eine gut aufgestellte Suppenküche – und dann kam der Lockdown.

... und wir konnten unsere Gäste nicht mehr bewirten. Wir fingen an, Lebensmittel zu verschenken. Von manchen Gästen wussten wir, dass sie sonst ganz schwer über die Runden kommen. Nach und nach räumten wir unser Vorratslager. Später gingen wir einkaufen und brachten den Leuten Lebensmittel nach Hause.

Viele soziale Einrichtungen waren in dieser Zeit geschlossen.

Als wir Lebensmittel lieferten, war das auch eine Reaktion darauf, dass die Tafel in Doberan von Frühjahr bis zum Sommer geschlossen hatte. Wir lieferten zu viert. Das war anstrengend, brachte aber auch was. Als sich herumgesprochen hatte, dass man bei uns einfach so anrufen kann, meldeten sich Leute, zu denen wir nie vorher Kontakt hatten, zum Beispiel Menschen aus den Plattenbausiedlungen. Wir sind von Mitte April bis Mitte Juli ständig einkaufen gegangen. 13 000 Euro hatten wir dafür von der „Aktion Mensch“ bekommen. Wenn man einfach in den Supermarkt gehen, palettenweise kaufen und jemand anderem Essen bringen kann, das ist ein irres Gefühl. Im April kam dann die Terrasse mit den vierzig Plätzen ins Spiel. Sie war den ganzen Sommer über unsere Rettung.

Wie hielten Sie es mit Maskenpflicht und Abstandsgebot?

Grundsätzlich gilt sie natürlich auch bei uns. Aber bei uns arbeiten auch Körperbehinderte mit. Für sie war die Maskenpflicht der Horror. Einer von ihnen ist Spastiker, er braucht viel Assistenz. Wir suchten nach Möglichkeiten, wie sie mitmachen konnten. Sie haben zum Beispiel an den Tischen draußen gearbeitet. Sie kamen zwei Mal die Woche, mit Betreuer. Das ging bis zum Herbst. Als der zweite Lockdown begann und man nur noch mit einem Menschen aus einem anderen Haushalt zusammen sein konnte, war die Mitarbeit unserer Ehrenamtlichen nicht mehr möglich.

Aus der Suppenküche wurde ein Take-away. Wie darf man sich das vorstellen?

Schon vorher hatten wir angefangen, auch Essen mitzugeben, und zwar ohne große Rückfrage. Wir fragen nur, wie viele Portionen jemand haben möchte. 70 bis 80 Essensportionen geben wir am Tag ungefähr ab, meist dicke Eintöpfe, von denen man satt wird, Erbsen-, Linsen-, Gemüsesuppe. Wenn die Suppe dünner ist, gibt’s Grießbrei als Nachtisch. Zum Wochenende kann man Extra-Essen mitnehmen. Wir füllen Essen zum Mitnehmen in große Schraubdeckelgläser ab. Die Gläser bekamen wir durch einen Aufruf über soziale Kanäle. Viele Gäste bringen sie

Fortsetzung Seite 24

beim nächsten Mal wieder mit, so dass sie gereinigt und wiederverwendet werden können. Das Essen ist nach wie vor kostenlos. Man kann spenden, wie immer.

Welche Gäste fallen Ihnen beim Take-away zuerst ein?
Zwei Mädchen haben nach der Schule immer erst gegessen und dann Essen für ihre Familien mitgenommen. Das darf man nicht laut sagen. Man darf nicht bewirten, nur noch abgeben, wie in Cafés – Coffee to go heißt: 50 m Abstand vom Laden einhalten, bevor man trinken darf.

Welche Leute sind neu dazugekommen?
Eine Frau aus Rostock, die viele Portionen mitnimmt. Denn wenn sie früher gekommen wäre, hätte sie damit ihre Familie nicht satt machen können, das kann sie jetzt erst. Dies Beispiel bringt mich dazu, dass ich denke: Das Mitgeben werden wir weitermachen. Die Zeiten, in denen Familien und Alleinstehende unter großen Belastungen zu leiden haben, sind noch lange nicht vorbei. Da können wir zu der Frau jetzt nicht sagen: Wir bewirten Sie wieder am Tisch, bringen Sie ihre Familie doch aus dem 25 km entfernten Rostock mit. Auch Menschen aus den Plattenbausiedlungen kommen jetzt jede Woche vorbei.

Die vielen Ehrenamtlichen dürfen jetzt nicht kommen. Was hat sich dadurch verändert?
Wir mussten unsere Arbeit anders strukturieren. Unser Speiseplan ist eingeschränkt. Wir können nicht mehr so viel frisches Gemüse vom Markt einkaufen, das erst geschält und geschnippelt werden muss. Außerdem ist der Kontakt zu den Ehrenamtlichen schwieriger geworden. Heute habe ich ihnen selbstgekochtes Apfel-mus vorbeigebracht, mit dem Etikett: „Treffpunkt Suppenküche. Mehr als eine warme Mahlzeit“. Es sollte ein Gruß von uns aus dem Treffpunkt sein und so sieht man sich mal wieder. Sobald wieder vier oder drei Menschen zusammen sein können, gibt es einen neuen Dienstplan mit „Zeitfenstern“, damit alle, die wollen, wieder kommen können.

Was ist aus dem Koch und der Restaurantfachkraft geworden?
Sie sind noch da. Seit 2013 gibt es sogar noch eine dritte halbe Stelle, die zu Beginn über die „Bürgerarbeit“ finanziert wurde. Zu dieser Stelle gehört die Organisation des Gastbetriebs, also die Bedienung der Gäste und jetzt die Essensausgabe.

Vor der Pandemie konnte das Essen noch maskenlos zubereitet werden.

Fotos: www.adpic.de (1), S. Gröticke (2)

Tischgemeinschaft ist auch ein Glaubensthema. Hat die Suppenküche eine Botschaft?
Ja, es ist eine Botschaft. Du bist gewollt. Du bist eingeladen. Du bist genauso wichtig wie ich. Kürzlich bat mich eine Frau um einen Text für ihre Dorfzeitung. Überhaupt nicht kirchlich. Wie kann ich das, was wir hier tun, in eine nicht-binnenkirchliche Sprache übersetzen? Wir geben weiter, wovon wir selber leben, die bedingungslose Annahme und Zuwendung. Ich bin davon überzeugt, dass Gott gegenwärtig und wirksam ist in den Anderen, die er mir begegnen lässt – in denen er mich anfragt, zurechtrückt, aufrichtet, wie auch immer. Mit ihnen an einem Tisch zu sitzen, Gemüse zu schnippeln, zu essen, etwas zu erleben, lässt mich meine Gottesbeziehung lebendig halten. In nichttheologischer Sprache: Wenn man gemeinsam die Erfahrung macht, bedingungslos teilhaben zu können, dann ist das eine befriedende Erfahrung – unumgänglich, wenn eine Gesellschaft zusammenbleiben will.

Anfangs reagierten manche Gäste irritiert, als auch Flüchtlinge in die Suppenküche kamen. Der Umgang miteinander war nicht nur einfach. Wie ist das heute?
Wenn man verschiedene Menschen anschaut, zum Beispiel einen Flüchtling und einen, der sehr rechte Positionen vertritt – die gibt's in Doberan viele – die an einem Tisch sitzen, könnte man annehmen: Jetzt kommen die beiden in Kontakt. Aber das wäre blauäugig oder übergriffig. Das dürfen wir nicht Es muss möglich sein, eine Begegnung im eigenen Tempo einzugehen oder Distanz zu halten. Bei uns gibt es öfter das Angebot „anders kochen“. Dann übernehmen Menschen, die zum Beispiel aus Syrien oder Afghanistan kommen, die Verantwortung für eines von zwei Gerichten. Wichtig finde ich: Es muss ein zweites Essen geben. Die Distanz muss gewahrt werden können.

Müssen Sie immer wieder nachjustieren?
Wir müssen das eigene Korrektiv wachhalten und uns fragen: Ist etwas, was wir tun oder lassen, demütigend? Dann ist es falsch. Es ist demütigend, jemanden zu einer Erfahrung zwingen zu wollen.

Worauf achten Sie noch, damit Menschen sich nicht beschämt fühlen?
Zum Beispiel darf es nicht sein, dass man sagen muss, warum man Essen braucht, warum man es nicht geschafft hat, vom eigenen Geld einkaufen zu gehen. Niemand muss irgendetwas erklären. Man sagt, was man braucht, und bekommt das. Wenigstens das muss uns erhalten bleiben. Ich glaube, es verändert Menschen, wenn sie merken, dass sie sich nicht rechtfertigen müssen.

Die Suppenküche ist und wird sein ...
Wenn es nach uns geht, ja. Vielleicht schaffen wir uns Fleecedecken an für die Zeit, in der es noch kalt ist. Damit man dann draußen sitzen und verweilen kann. Das ist die große Sehnsucht. Da ist dann einer, der steht am Rand der Verwahrlosung. Er hat gerade keinen Strom und kommt, um sich Essen zu holen. Dem müssen wir sagen: Herr S., Sie dürfen jetzt nicht hier bleiben. Dann dreht man sich weg, und weiß genau, er setzt sich auf die nächste Bank auf unserem Grundstück und isst. Er will auch verweilen und er muss seinen Hunger stillen können. Müssen wir ihn wegschicken? Fürchterlich. Oder wie bei den Kindern, die gleich essen müssen. Natürlich lassen wir sie bei uns essen. Wenn das erst wieder richtig möglich ist, ich glaube, dann ist es wie eine Befreiung. Das werden wir alle genießen, das wird schön.

Das Interview führte Hedwig Gafga.

Treffpunkt Suppenküche

Barbara Niehaus, *Theologin, leitet seit 2008 ehrenamtlich die Suppenküche in Bad Doberan. 1993 war sie mit ihrem Mann aus Baden-Württemberg in den Osten Deutschlands gezogen, um den Aufbruch dort mitzuerleben.*

Beim gemeinsamen Essen zeigen wir, dass wir zusammen gehören

Alle sollen satt werden. Wie wichtig es ist, das auch öffentlich zu zeigen, erfuhr ***Christine Böhm*** bei ihren Reisen nach El Salvador. So versammelten sich zum Beispiel nach jedem Sonntagsgottesdienst Gemeindeglieder auf dem Kirchplatz zu einer gemeinsamen Mahlzeit.

Als sie das erste Mal im Kochbuch blätterten, waren alle begeistert“. Die Frauen aus Santa Ana freuten sich, dass ihre Kochkünste nun den Weg nach Deutschland gefunden hatten. „Cocina Y cultura del pueblo , Küche und Kultur in El Salavador“, lautet der Titel des Buches, in dem Frauen aus Santa Ana und Dithmarschen gemeinsam Rezepte aufgeschrieben und dabei etwas über die Kultur erzählt haben. Nun war der Stolz groß. Christine Böhm, die an dem interkulturellen Buchprojekt beteiligt war, hatte das Buch 2009 auf ihrer Reise nach El Salvador im Gepäck, um es bei ihrem Besuch in der Kirchengemeinde Santa Ana vorzustellen. Dies war nicht der erste Besuch der Gemeinde im Westen El Salvadors. Seit 1990 besteht nun schon die Partnerschaft des Kirchenkreises Dithmarschen nach El Salvador. Seitdem gab es mehrere Reisen, in denen man sich gegenseitig besuchte. Dabei hatte Christine Böhm immer wieder erlebt, welch’ großen Stellenwert vor allem die gemeinsamen Mahlzeiten in El Salvador haben.

Eine Erfahrung auf ihrer Reise 2006 hat sie besonders beeindruckt. In einer kleinen Delegation hatte man das Land aus Solidarität kurz nach mehreren Naturkatastrophen besucht, auch weil die Region um Santa Ana besonders betroffen war. Wie immer fand in der Kirchengemeinde am Sonntag der Gottesdienst in der Kirche Cristo Rey statt. Zur Überraschung der Gäste wurden dann nach dem Gottesdienst auf dem Platz vor der Kirche zahlreiche weiße Plastikstühle im Kreis aufgestellt. Nach kurzer Zeit waren alle besetzt. Helfer und Helferinnen verteilten Teller, mit einem Löffel Gemüse, einer Tortilla und etwas Fleisch. Alle genossen das gemeinsame Mahl. Die Gäste aus Deutschland dachten zunächst, dieses Essen werde anlässlich ihres Besuchs veranstaltet. Doch dann wurden sie eines Besseren belehrt: Dieses gemeinsame Essen für alle gäbe es jeden Sonntag nach dem Gottesdienst. Für viele Gemeindeglieder sei es manchmal die einzige warme Mahlzeit in der Woche. Man erklärte, dass es auch einen Namen für dieses Ritual der sonntäglichen Mahlzeit gäbe: „Convivencia“, was übersetzt so viel heißt wie (gutes) Zusammenleben. Dieser Name sei für die Kirchengemeinde Programm. Bei der gemeinsamen Mahlzeit gehe es nicht nur darum, dass alle satt werden. Es sei auch ein Symbol dafür, dass alle zusammengehören, dass kein Mensch ausgeschlossen werden darf. Und das könne man eben am besten zeigen, indem man in der Öffentlichkeit gemeinsam isst.

Protokoll: Ulrike Plautz

Christine Böhm
ist Vorsitzende vom Lateinamerikaausschuss des Zentrums für Mission und Ökumene *und Mitglied der El Salvador-Partnerschaftsgruppe im Kirchenkreis Dithmarschen*

„Convivencia“ nach dem Gottesdienst in Santa Ana.

Fotos: R. Grützmann (1), C. Böhm (1), U. Gerstner (1)

Hier haben alle Platz am Tisch

Im Haus der Gastfreundschaft von „Brot & Rosen“, in der die Autorin und ihre Familie zusammen mit Geflüchteten lebt, ist der Tisch der heilsame Mittelpunkt des Lebens. Beim täglichen Abendessen wird nicht nur gemeinsam gegessen, geredet und gelacht sondern auch das ein oder andere Leid geteilt.

Uta Gerstner

Seit knapp drei Wochen sind sie nun bei uns im Haus. Die Freude der jungen Mutter, als Papierlose mit ihrem Baby bei uns nicht nur ein Zimmer für sich allein, sondern auch Anschluss an eine bunte Groß-Familie gefunden zu haben, strahlt zu allen im Haus zurück. Und am abendlichen Esstisch ist jede*r beglückt, das kleine Menschenkind auch einmal im Arm halten zu können.

Fünfundzwanzig Jahre lebe ich nun mit meiner Familie als Teil von Brot & Rosen im Haus der Gastfreundschaft und realisiere hier meinen Traum von einer gerechteren Welt an einem konkreten Ort, an dem für verschiedenste Menschen und besonders für Schutzbedürftige (ein) Platz zum Leben ist.

Seit 1996 laden wir Geflüchtete zum Mitleben in unser Haus ein. Menschen, die „sonst keinen Raum in der Herberge“ finden können. Sie kommen aus den unterschiedlichsten Notlagen zu uns und bekommen einen Platz am Tisch, ein Bett zum Schlafen und Zeit, ihr Leben nach einer Krise neu zu sortieren und selbst in die Hand zu nehmen.

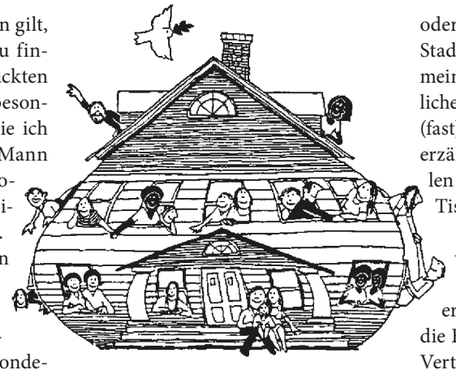
Als Gemeinschaft engagieren wir uns auch in der Hamburger Flüchtlingsarbeit. Es wird für uns immer unerträglicher, bei unseren Mitbewohner*innen miterleben zu müssen, wie unser Staat und die EU-Flüchtlingspolitik Lebensrecht und Lebensentfaltung so vieler Flüchtlinge untergräbt und verhindert. Wie lange wird es wohl bei der jungen Mutter dauern, bis sich neue Lebenssituation mit Kind auch rechtlich stabilisieren wird? Das wissen wir nicht, aber wir merken, dass wir gerne mit ihr zusammen leben und mit all den anderen.

Vorbild: Tischgemeinschaften bei den Catholic Worker

Zu diesem Leben inspirierte mich nicht nur mein tiefer Wunsch, für meinen Glauben an die Liebe Got-

Gemeinsamer Treffpunkt ist das abendliche Essen im Esszimmer, zu dem (fast) alle immer kommen „und dann hat alles Platz am großen Tisch“.

tes, die allen Menschenkindern gilt, einen stimmigen Lebensstil zu finden. Sondern mich beeindruckten auch die Erfahrungen ganz besonderer Tischgemeinschaften, die ich im Sommer 1991 mit meinem Mann Dietrich in sogenannten Catholic Worker-Houses of Hospitality in den USA machen konnte.



Im „Dorothy Day House“ in Washington erlebten wir mit, wie eine kleine christliche Gemeinschaft seit vielen Jahren und bis heute in ganz besonderer Weise zusammenlebt . Beim täglichen Morgengebet loben sie Gottes Liebe für die Geringsten und bereiten sich so auf ihren täglichen Dienst vor: Sie betreiben eine Suppenküche für die Ärmsten und nehmen Obdachlose, Geflüchtete oder Strafentlassene in ihr Haus auf. Mit Mahnwachen vor dem Weißen Haus und anderen politischen Protestaktionen bringen sie ihren Widerstand gegen gesellschaftliche Ungerechtigkeit, Verarmung und Militarismus zum Ausdruck.

Mich faszinierte diese im Alltag umgesetzte Verbindung von Glauben, Dienst und Widerstand, die ich vorher noch nirgends so erlebt hatte. Bei uns kannte ich nur die „Frommen“ oder die „Politischen“, aber beides zusammen – das motivierte uns junge Leute im deutschen Catholic Worker-Freundeskreis! Deshalb trafen wir uns seit 1993 regelmäßig, um unsere Vision eines gemeinschaftlichen Lebens zu konkretisieren.

In der Reflektion der politischen Situation in unserem Land nach der faktischen Abschaffung des Asylrechtes 1993 wurde uns bald klar, dass die Entrechteten, Geringsten und über den Rand unserer Gesellschaft hinaus gedrängten Menschen besonders die Flüchtlinge sind.

Wir gründeten unseren Verein „Diakonische Basisgemeinschaft“, mit dessen Spenden und Kollekten wir seitdem unser Haus der Gastfreundschaft finanzieren, also die Miete, Haushalt, Taschengeld und ähnliches.

Uta Gerstner *ist Pastorin in der Fachstelle für Geschlechtergerechtigkeit des Kirchenkreises Hamburg-Ost und Mitbegründerin der Diakonischen Basisgemeinschaft Brot & Rosen.*

Wir kochen, was wir geschenkt bekommen

Wir leben mit etwa 22 Menschen in einem Großfamilien-Haushalt. Aktuell vier Erwachsene bilden den Kern von Brot & Rosen. Dazu kommen ein bis zwei Freiwillige, die für einige Zeit im Haus mitarbeiten.

Und dazu gehören unsere jeweiligen Hausgenoss*innen in den zwölf Gäste-Zimmern. Manche bleiben nur ein paar Tage, mit anderen haben wir drei, vier ja sogar sieben Jahre zusammengelebt, je nachdem, wie sich ihre Situation und Perspektive entwickelt. Die meisten brauchen unser Haus etwa ein bis eineinhalb Jahre, bis sich ein neuer Weg für sie auftut. Über 350 Menschen sind es nun schon über die Jahre gewesen, die wir in unser Leben und in die Hausgemeinschaft aufgenommen haben. Bei manchen erinnere ich die Namen nicht mehr, aber andere sind ein Teil meiner neuen Hamburger Familie geworden.

Mit der Zeit wächst im alltäglichen häuslichen Miteinander Vertrautheit und Verantwortlichkeit und unsere Gäste werden zu Mitbewohner*innen. Wir leben ja wie in einer großen Wohn-Gemeinschaft zusammen und haben einen großen Küchen- und Essbereich und ein großes Wohnzimmer. Die Hausarbeit ist unter allen aufgeteilt. Jede*r hat eine Putzaufgabe. Es wird abwechselnd gekocht, was die Hamburger Tafel gerade ins Haus bringt oder wir vom Bioladen aus dem Stadtteil geschenkt bekommen. Gemeinsamer Treffpunkt ist das abendliche Essen im Esszimmer, zu dem (fast) alle zusammen kommen: essen, erzählen, traurig sein, lachen, spielen – alles hat Platz an dem großen Tisch.

Am Ostermontag haben wir wie immer in unserer Hauskapelle unsere Verbindlichkeiten erneuert – in der Erinnerung an die Emmaus-Jünger*innen. Und im Vertrauen darauf, dass es Jesus selbst ist, der uns auf dem Weg im Fremden immer wieder neu begegnet und mit uns das Essen teilt. Jeden Morgen beginnen wir mit einem Gebet aus Bibellesung und Stille. Montags feiern wir in unserer Andacht das Abendmahl. Genau eine Etage über der Kapelle steht der große Esstisch, an dem wir das, was wir zum Leben bekommen, miteinander teilen.

Wenn wir selbst bei uns zu Gästen werden

Das fällt uns nicht sehr schwer, denn der gesellschaftliche Überfluss schwappt auch in unser Haus und wir bekommen vieles geschenkt: Lebensmittel, Kleidung, Möbel, Haushaltsgegenstände, Kinderspielzeug.

Dass das Leben ein Geschenk Gottes ist, erfahren wir so täglich und sehr spürbar. Für mich ist es Glaubenspraxis, gerne zu teilen und weiter zu schenken, was wir geschenkt bekommen. Eine der schönsten Erfahrungen für mich ist, wenn wir bei uns selber zu Gästen werden:

Mit uns lebte einmal eine kurdische Familie, die schon sehr bald zu Mitbewohner*innen geworden waren: Zum Geburtstagsfest ihrer Kinder oder auch zum Totengedenken an die verstorbenen Großeltern haben sie uns eingeladen als ihre Gäste. Da wurden nun wir am gedeckten Tisch mit herzlichen Worten empfangen und leckeren Speisen bewirtet – von ihnen als den Gastgeber*innen!

Fotos: Gerstner (1), A. Praefcke (1)

Der Ort, an dem neue Politik entstehen sollte

DDR-Grenzpfosten

Der Runde Tisch in Ostberlin war eine Institution. Es war der Ort, an dem nach dem Mauerfall 1989 Menschen aus allen gesellschaftlichen Bereichen zusammenkamen, um die Zukunft zu gestalten. Der Autor gehörte zu den Mitinitiator*innen dieser politisch-kirchlichen Tischgemeinschaft, die in der Geschichte Deutschlands einmalig blieb.

Werner Krätschell

Vorbemerkung: Zunächst möchte ich die Frage beantworten, was uns Kirchenleute eigentlich bewegt hat, in den schwierigen Monaten nach dem Fall der Mauer überall im Land politische Verantwortung zu übernehmen. Der Hauptgrund bestand darin, dass die bis dahin Regierenden und die Regierten in eine vorläufige Orientierungslosigkeit geraten waren und dringend nach unbelasteten Menschen suchten, die in dieser Lage helfen konnten. Uns kam zugute, dass wir in den vier Jahrzehnten der DDR-Existenz zumindest innerhalb der acht Evangelischen Landeskirchen die Grundregeln der Demokratie bewahrt hatten und mit diesem Erfahrungshintergrund eine wichtige Voraussetzung für die politische Moderatorenarbeit mitbrachten.

Neben diesem gesellschaftlich-diakonischen Motiv wirkte in vielen von uns auch das pädagogische Moment. Wir waren nötig als „Vorschullehrer" der demokratischen Kultur, die ja Menschen tatsächlich in einer Diktatur verlernen. Die pädagogische Bedeutung des Runden Tisches Berlin (RTB) war auch daran zu erkennen, dass die bis zu zehn Stunden dauernden, wöchentlichen Donnerstag-Sitzungen live im Rundfunk übertragen wurden. Später erschien sogar alle vierzehn Tage eine Sonderausgabe der vielgelesenen „Berliner Zeitung" mit dem Titel „Runde Tische", die von unserem Büro des Runden Tisches Berlin herausgegeben wurde. Manchmal waren wir auch gefragt als Therapeuten oder Seelsorger, weil Menschen etwas für ihr Land tun wollten, die entweder als Teilhaber an der vergangenen Macht Schuld auf sich geladen hatten oder die als Regierte auch Schuldanteile in sich fühlten, weil sie nicht mutiger im Widerstehen gewesen waren. Diese Menschen aus jener Belastungssituation in ein neues, Aktivität forderndes Arbeitsfeld zu führen, wirkte befreiend. Es gelang durch

Fortsetzung auf Seite 30

Von Tag zu Tag stieg die politische Bedeutung des Runden Tisches Berlin. Foto: Die erste Sitzung vom ersten Berliner Runden Tisch 1989.

die Vertrauensstellung, in die wir unerwartet gekommen waren, den Geist der Versöhnung und Toleranz mit praktischer, kommunalpolitischer Arbeit zu verbinden.

Die Machthaber hatten erkannt, welche integrative Kraft von dieser Initiative ausging

Einen Monat nach dem Fall der Mauer wurde ich am 9. Dezember 1989 zum Leiter des Runden Tisches in meinem Berliner Stadtbezirk Pankow (heute der größte Stadtbezirk Gesamtberlins mit 450 000 Einwohnern) gewählt. Die Initiative zu seiner Bildung war unter Einbeziehung meiner Beratung noch von den alten, kommunistischen Kadern im Pankower Rathaus ausgegangen. Ich war plötzlich vom „Feind" zum Berater geworden. Im Hintergrund wirkte wohl unterstützend die Konstituierung des Zentralen Runden Tisches (ZRT) durch die Hilfe der Evangelischen Kirche. Die alten Machthaber hatten erkannt, welche integrative, politische Kraft von dieser Initiative ausging.

Bald darauf rief mich der damalige Berliner Generalsuperintendent Günter Krusche an und bat mich darum, dass ich die Evangelische Kirche in der Leitung des in Gründung befindlichen Runden Tisches Berlin vertreten möge. Die Initiative war dieses Mal von der Katholischen Kirche ausgegangen, so dass die erste Tagung am 14. Dezember 1989 noch im Bischöflichen Bildungsheim in der Pappelallee im StadtbezirkPrenzlauer Berg abgehalten wurde. Wegen des Platzmangels wurde ein Umzug des Runden Tisches Berlin in das Rote Rathaus notwendig. Die Leitung lag, wie beim ZRT, in ökumenischen Händen: Dekan Peter Riedel von der Katholischen, Superintendent Wittko von der Methodistischen und ich von der Evangelischen Kirche moderierten im Wechsel. Wir hatten die Geschäftsordnung des ZRT wie auch die Teilnehmerliste einfach übernommen. Keiner von uns ahnte, welche arbeitsintensive Zeit uns erwartete. Die Vor- und Nacharbeiten zu den an jedem Donnerstag vom Dezember 1989 bis zum Mai 1990 stattfindenden Tagungen von acht- bis zehnstündiger Dauer kosteten viel Zeit und Kraft, zumal sie neben unserer kirchlichen Leitungsarbeit zu leisten waren.

Der Umzug in das Rote Rathaus von Berlin erwies sich von der räumlichen und der technischen Seite her als ideale Lösung. Im Haus befand sich eine Druckerei, die vielfältig von uns genutzt wurde. Das ergab ein gutes Gefühl für alle, die jahrzehntelang in Fragen der Vervielfältigung von Texten unendliche Schwierigkeiten hatten durchmachen müssen. Neben dem „Grünen Saal", in dem wir regelmäßig tagten, gab es Nebenräume, in denen es immer wieder zu Absprachen zwischen den Parteien, auch während der Sitzungen, kam. Es gab auch ausreichend Platz für die zugelassenen Medienvertreter aus Ost und West sowie aus anderen, vor allem westlichen, Ländern.

Problematisch war die Frage der Parität zwischen den belasteten „Mandatsträgern" der noch immer existierenden, alten Stadtverordnetenversammlung, die in der Überzahl waren, und den neuen, demokratischen Gruppierungen und Parteien. Um die Parität zu gewährleisten, verzichteten jeweils zwei Vertreter der alten Kader auf ihr Stimmrecht. Im Laufe der Zeit wurde die Trennlinie zwischen „alt" und „neu" immer weniger spürbar, weil Mehrheiten sich oft aus Stimmen aus beiden Lagern zusammensetzten. Trotzdem wurde am Beginn jeder Sitzung die Parität nach Feststellung des Verzichts auf Stimmrecht durch zwei „alte" Parteien protokollarisch festgehalten.

... denke gern an die freiheitliche, begeisterte und konstruktive Zeit der Runden Tische zurück

Ein wichtiger Text über das „Selbstverständnis des Runden Tisches Berlin" wurde am 4. Januar 1990 verabschiedet: „Beschlüsse des Runden Tisches müssen ohne Verzug zu Entscheidungen des Magistrats bzw. der zuständigen StadträtInnen führen. Der Runde Tisch nimmt im Interesse der BürgerInnen eine umfassende Kontrolle wahr. Folgen der Magistrat bzw. die zuständigen StadträtInnen den Beschlüssen des Runden Tisches nicht, gilt als vereinbart, daß die Stadtverordnetenversammlung sofort einberufen wird ..."

Beständig begleitete die Tagungen auch das Problem der Auflösung der Krake „Staatssicherheitsdienst". Eine eigens für dieses Problem gebildete Arbeitsgruppe hatte nach einem ersten Einblick in die böse, menschenrechtsverachtende Arbeit des „Ministeriums für Staatssicherheit" intensiv zu tun. Es hatte nämlich zeitweilig den Eindruck, als wären noch immer verborgene Kräfte am Wirken, die die Auflösung des Staatsicherheitsdienstes stark behinderten. Die Arbeitsgruppe berichtete regelmäßig am Runden Tisch.

Von Tagung zu Tagung stieg die politische Bedeutung des Runden Tisches Berlin. Langsam hatte auch die politische Führung in Westberlin wahrgenommen, dass die noch immer von alten Kadern besetzten Leitungspositionen durch ihre Vergangenheit belastet und darum als Verhandlungspartner nicht mehr geeignet waren. Auch in der Öffentlichkeit wechselte die Aufmerksamkeit von den Vertretern des Magistrats zur Arbeit des RTB. Am 21. Februar 1990 wurde ich als Abgesandter des Runden Tisches in das Schöneberger Rathaus eingeladen. Der Chef der Senatskanzlei, Professor Schröder, empfing mich mit seinen Mitarbeitern. Wir besprachen, was in einer Krisensituation zu tun sei. Eine Krisensituation wäre zum Beispiel entstanden, wenn es nach dem friedlichen Machtwechsel eine Konterrevolution der alten Kräfte gegeben hätte. Ich bekam eine Reihe von Telefonnummern mit auf den Weg, um im Notfall Kontakt aufnehmen zu können. Das war glücklicherweise nicht nötig.

Der spätere Bezirksbürgermeister von Berlin-Mitte, Benno Hasse, der für „Demokratie Jetzt" mit am Tisch saß, war von den Mitgliedern des Runden Tisches Berlin mit der Dankesrede an uns Moderatoren beauftragt worden. Sie hatte in unserer letzten Sitzung im Mai 1990 folgenden Wortlaut: „Im Namen der Vertreter des Runden Tisches Berlin möchte ich Ihnen Dank sagen für Ihre Geduld, Dank sagen für Ihre Bereitschaft, mit uns diese schwierige Aufgabe der Demokratisierung durchzusetzen ... Drohte der Tisch zu bersten, brachten Sie, meine Herren, Ruhe und Besonnenheit ein. Dank Ihrer Hilfe haben wir ein gutes Stück Demokratie durchgesetzt ... Wir danken Ihnen für Ihren Humor und Ihre Langmut. In Anlehnung an ein Lutherwort möchte ich sagen: ‚Haltet die Fäuste in den Taschen, aber die Mäuler reißet auf' ..."

Wenn ich heute die zähen, von Parteikalkül bestimmten politischen Entscheidungsprozesse beobachte, so denke ich etwas nostalgisch an jene freiheitliche, begeisterte und konstruktive Zeit der Runden Tische zurück.

Dr. h.c. Werner Krätschell *war von 1979 bis 1996 Superintendent in Berlin Pankow und danach bis 2005 Militärseelsorger in den sogenannten neuen Bundesländern. In der DDR engagierte er sich ab 1981 im Pankower Friedenskreis und war in der Wendezeit (1989/90) Moderator am Pankower Runden Tisch sowie am Berliner Runden Tisch im Roten Rathaus.*

Fotos: epd-Bild (1), epd bild/N. Neetz (1)

Runder Tisch für Visionen

In welcher Welt wollen wir künftig leben? Und wie können wir den gesellschaftlichen Wandel miteinander gestalten? Diese Fragen stehen im Mittelpunkt der „Ökumenischen Tischgemeinschaften“, die bis Ende nächsten Jahres an verschiedenen Orten der Nordkirche stattfinden.

Anne Freudenberg, Astrid Hake, Jörg Ostermann-Ohno

Bei der Transformation geht es nicht um die individuelle Veränderung, sondern auch um die der politischen Strukturen.

In Zeiten der Corona-Pandemie spüren wir besonders die Sehnsucht nach Begegnung und Austausch. Und so laden wir vom *Zentrum für Mission und Ökumene* Interessierte zu „Ökumenischen Tischgemeinschaften“ ein. Diese Idee ist im Rahmen des „Jahres der Ökumene 2021/22“ entstanden. Alle Kirchen, die zur Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen gehören, wollen mit dieser Einladung zeigen, dass wir als weltweite Gemeinschaft miteinander verbunden sind. Das Bild von der Tischgemeinschaft knüpft dabei an die biblische Tradition an. Im gemeinsamen Essen und Trinken erfahren Menschen Gemeinschaft und nehmen Anteil aneinander.

Unter dem Motto: „In welcher Welt wollen wir künftig leben?“ wollen wir zunächst innerhalb des Hauses mit Kolleg*innen in einen Austausch kommen und dann mit Interessierten aus Partnerkirchen, aus der Zivilgesellschaft in Tischgemeinschaften unsere Visionen miteinander teilen. Wir wollen diskutieren, wie die sozial-ökologische und ökonomische Transformation gelingen kann und sind gespannt auf neue Einblicke zum Beispiel aus einer Süd-Süd Perspektive. Der Begriff Transformation hat sich im gesellschaftspolitischen Diskurs herauskristallisiert und beschreibt eine Perspektive für mögliche Veränderungsprozesse. Im Folgenden werden Gedanken zur Transformation aus gesellschaftspolitischer und theologischer Sicht vorgestellt.

Die sozial-ökologische und ökonomische Transformation gestalten

Im Zuge der Diskussionen um Umwelt-, Klima- und Ressourcenkrisen wurde der Begriff der sozial-ökologischen Transformation geprägt. Im Kern geht es darum, politische und gesellschaftliche Grundlagen für eine gerechtere Verteilung des globalen Wohlstands zu legen. Wir stehen vor der großen Herausforderung, das gesamte Wirtschaftsmodell neu auszurichten und so umzubauen, dass wir innerhalb der planetaren Grenzen produzieren und konsumieren. Dabei sollte der Wohlstand sollte nicht allein am Wirtschaftswachstum gemessen werden. Den Rahmen für die globale Transformation bildet die Agenda 2030 mit ihren 17 Nachhaltigkeitszielen, die 2015 von den Mitgliedsstaaten der Vereinten Nationen gemeinsam beschlossen wurden. Die Regierungen formulierten darin den Anspruch, grundlegende Veränderungen für eine nachhaltige Entwicklung in Politik und Gesellschaft mit der Agenda 2030 anzustoßen und bestehende Ungleichheiten zwischen Ländern und sozialen Gruppen abzubauen.

Als kirchliche Akteur*innen sind wir somit aufgefordert, achtsam mit der Schöpfung umzugehen und uns durch Solidarität und soziales Engagement für Gerechtigkeit einzusetzen. In unseren Arbeitsbereichen setzen wir uns daher auf vielfältige Weise mit den globalen Herausforderungen auseinander. Dies beginnt mit der Reflektion über das Wachstumsparadigma und der Entwicklung von Alternativen. Die „Ethik des Genug“ konfrontiert uns mit Fragen zu grundlegenden Haltungen und Werten: Was ist wirklich wichtig im Leben? Wie erreichen wir ein gutes Leben für alle Menschen und Mitgeschöpfe auf dieser Erde? Wir wollen aufzeigen, wie es gelingen kann, innerhalb der planetaren Grenzen zu leben und welche Möglichkeiten wir haben, die notwendige Wende zu erreichen. Wie es gelingen kann alternative und gerechtere Modelle zu realisieren, zeigen Initiativen wie etwa die Zertifizierung von ökofairen Gemeinden oder das Erstellen von CO_2-Bilanzen.

Um die Herausforderungen der Zukunft geht es auch in den Bildungsangeboten, die wir für Kinder, Jugendliche und Erwachsene anbieten. Hier vermitteln wir Kenntnisse über globale Zusammenhänge, wechselseitige Abhängigkeiten und zeigen Wege zur Umkehr und zum Handeln auf.

Mit den Partnerkirchen der Nordkirche gehen wir neue Wege der Zusammenarbeit und führen gemeinsam Projekte zum Klimaschutz, zu Erneuerbaren Energien und Energieeffizienz durch. Der Dialog und die Vernetzung mit den Partnerorganisationen im globalen Süden ermöglichen einen Perspektivwechsel und die Entwicklung innovativer Lösungen. Die sozial-ökologische Transformation beginnt mit strukturellen Veränderungen. Deshalb konzentriert sich unsere Arbeit nicht nur auf den Wandel individueller und organisatorischer Verhaltensweisen, sondern richtet sich auch direkt an die Politik. So beteiligen wir uns in Kooperation mit anderen zivilgesellschaftlichen Akteur*innen auch an politischen Kampagnen wie beispielsweise zum Lieferkettengesetz oder zum Kohleausstieg.

Besser – Anders – Weniger: Auf dem Weg zu einer Theologie der Transformation

„Gut leben statt viel haben“ , so lautete einmal der Slogan der Studie „Zukunftsfähiges Deutschland in einer globalisierten Welt“, die unter anderem von *Brot für die Welt* herausgegeben wurde. Darin plädiert das „Wuppertal Institut“ (Institut für Umwelt, Klima, Energie, d. Red.) für eine „Wende zum Weniger“. Die darin geltende Leitmaxime „Besser – Anders – Weniger“, nimmt im Grunde auf, was in der christlichen Glaubenspraxis schon lange eingeübt wird: In der 7-wöchigen Fastenzeit vor Ostern entdecken Christ*innen auf vielfältige Weise, dass „Weniger“ nicht zwingend Verlust, sondern vielmehr einen Gewinn an Lebensqualität bedeuten kann, für sich, für andere Menschen und die gesamte Schöpfung.

In der Fastenzeit, die hierzulande durch Fastenaktionen wie „7 Wochen Ohne“ oder „7 Wochen anders leben“ inhaltlich qualifiziert wird, kommen wir dem Geheimnis des guten Lebens nahe. Auf genau jener Spur, die Jesus selbst durch seinen Lebenswandel gelegt hat.

Es geht um ein Leben, das in menschlicher Gemeinschaft entsteht, in der Verbundenheit mit allem Lebendigen und in besonderer Leidenschaft für das Leben. Ein Leben, das sich insbesondere denen öffnet, die zu seiner Zeit an den Rand gedrängt waren. Ihnen zuerst galt ja die Botschaft vom Reich Gottes. Die Vision sind Gesellschaften, in denen alle weltlichen Unrechtsverhältnisse in ihr Gegenteil verkehrt werden und der Tisch reicht gedeckt sein soll für alle. Jesu Einladung ins Reich Gottes ist deshalb ein Aufruf zur Umkehr und zum gelingenden Leben: „Das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen. Kehrt um und glaubt an die Frohe Botschaft!“ (Mk 1,15)

Jesus selbst wusste um den Mehrwert des bewussten Verzichts, des Rückzugs aus der Aktivität und der Reduktion auf das Wesentliche, wenn er sich für 40 Tage zum Gebet in die Einsamkeit der Wüste zurückzog, die für ihn auch zu einer Zeit der Bewährung wurde, in der er sich gegen die Versuchung von Macht und Reichtum zur Wehr setzen musste. Insofern ist die Fastenzeit heute auch eine notwendige Einübung in eine „Ethik des Genug“.

Fortsetzung auf Seite 34

Fotos: A. Hillert/LWB (1), www.adpic.de (2)

Anne Freudenberg, *Referentin für Theologie und Nachhaltigkeit*

Astrid Hake, *Koordinatorin des Ökumenischen Netzwerks Klimagerechtigkeit*

Jörg Ostermann-Ohno, *Indienreferent und tätig im Bereich Entwicklungspolitische Bildungsarbeit*

„Biblische Befreiungsgeschichten können auch als Erzählungen einer großen Transformation gelesen werden“

Die 40 Tage verweisen zudem symbolisch auf die 40 Jahre der Wüstenwanderung des Volkes Israel. Auch dies ist eine großartige Geschichte der Transformation: die Israeliten werden aus todbringenden Lebensverhältnissen, die auf Sklaverei und Ausbeutung beruhten, durch das kraftvolle Handeln Gottes und ihre Sehnsucht nach einem besseren Leben befreit. Allerdings war dies kein Spaziergang, sondern ein gefahrvoller Weg, der oftmals kurz vor dem Scheitern stand. Doch lag auf ihm die große Verheißung einer Zukunft, in der sie ein gutes Leben erwarten würde, das nach den Weisungen Gottes zu gestalten war. Ohne dieses Ziel vor Augen hätten sie sich wohl in der Wüste verloren.

In der Tischgemeinschaft Jesu mit seinen Jüngern, insbesondere beim gemeinsamen Sabbatmahl wird die Erinnerung an dieses befreiende und transformative Handeln Gottes lebendig. Und wenn Jesus gerade die Vergessenen und Verlorenen an seinen Tisch lud, zeigt dies deutlich die integrative und auf Transformation des Lebens ausgerichtete Sendung Jesu, die sich heute in der säkularen Zielformulierung der 17 Nachhaltigkeitsziele wiederfindet nach dem Motto: Leave no one behind.

Die gegenwärtigen Herausforderungen sind gewaltig und erfordern einen tiefgreifenden kulturellen Wandel im Sinne einer sozial-ökologischen Transformation. Hier kommt Theologie und Kirchen eine besondere Bedeutung zu, indem sie die großen biblischen Erzählungen der Bibel als Schlüsselnarrative für eine Kultur und eine Spiritualität der Nachhaltigkeit in den gesellschaftlichen Diskurs einbringen. Eine transformative Theologie, die sich mit den notwendigen Veränderungsprozessen auseinandersetzt, speist sich aus biblischen Befreiungsgeschichten. Sie können auch als Erzählungen einer großen Transformation gelesen werden. Als wirkmächtige Bilder, die Mut machen und kreative Hoffnung stiften.

Fotos: C. Wenn (3), www.adpic.de (1), S. Rasmussen-Brodersen (1)

Eine Tischgemeinschaft wird zur Welt.MAHL.Zeit

Irgendwann wird es wieder soweit sein, dass man eine Tischgemeinschaft planen und ganz real nebeneinandersitzen kann, ohne Bildschirm. Wenn es dann soweit ist, wie wäre es dann einmal mit einer Welt.Mahl.Zeit? Die Autorin hat es bereits ausprobiert und verrät ihr Rezept.

Silke Leng

Welt.MAHL.Zeit das bedeutet: Viele Menschen sitzen gemeinsam an einem Tisch mit viel Zeit für ein bio-faires, saisonales Essen bei guten Gesprächen und Tischreden. So die Grundidee. Vielleicht erscheint sie uns aktuell wie aus einer vergangenen Zeit – ja und auch wir mussten die geplante Welt.MAHL.Zeit in 2020 absagen, aber als Christ*innen leben wir aus der Hoffnung, gestalten wir das Leben im Angesicht der Auferstehung. Und darum möchte ich einladen und Mut machen für das Ökumenische Doppeljahr 20/21 Welt.MAHL.Zeiten zu planen. Leib und Seele sollen satt werden in dieser Form der Tischgemeinschaft.

Aus dem Erfahrungsbericht einer Welt.MAHL.Zeit:

Die Tische sind mit Weltkarten dekoriert, die Speisen sind gekocht mit Lebensmitteln von der Natur-Kostbar aus Eckernförde. Die Gäste essen sich einmal um die Welt und reisen in Gedanken zu den Partnerkirchen. Jede*r hat ihren Sitzplatz zugewiesen bekommen. Im Saal summt es, Geschichten von Reisen zu den Partnern nach Indien, dem Kongo und der ganzen Welt machen die Runde. Unterbrochen nur durch Livemusik, einem neuen Wortbeitrag, Bericht oder Gedicht und dem nächsten Menügang.

Die Welt.MAHL.Zeit ist ein Format der Ökumenischen Arbeitsstellen Altholstein, Dithmarschen und Rendsburg-Eckernförde. Zur Umsetzung benötigt man ein Team, das Lust hat es anderen schön zu machen. Dazu gehören etwa eine kreative Einladung gestalten, einen Ort herrichten, ein phantastisches Mahl ausdenken und für Wortbeiträge drei bis fünf gute Tischredner*innen.

Zwei Dinge sind bei der Umsetzung besonders wichtig:

1. Liebevolles, aufmerksames Planen bis ins kleinste Detail: das heißt, die Tischdekoration, Speisefolge und Reden sollten passend zum jeweiligen Motto ausgewählt werden. Dazu gehören Fragen wie: Was sind unsere Partnerkirchen? Welche nationalen Spezialitäten gibt es zum Beispiel in Ländern wie El Salvador, Uganda, Tan-

Fortsetzung auf Seite 36

Bei einer Welt.MAHL.Zeit sollen Leib und Seele satt werden: so gehört neben dem Essen gemeinsames Singen und eine Tischrede, wie hier von Pastorin Urassa aus Tansania, unbedingt dazu.

sania, Kongo oder in Papua Neuguinea? Welche Herausforderungen beschäftigen die Partner*-innen in dieser Zeit besonders? Kann jemand aus den Partnerkirchen eine Tischrede beitragen? Per Video oder Live-Chat? Wird zum geplanten Zeitpunkt jemand aus den Partnerkirchen gerade zu Besuch sein? Ist vielleicht gerade eine Weltwärts-Freiwillige der Partnerregion in der Nordkirche? Kennen wir Menschen der Gemeinden anderer Herkunft, die wir einladen möchten?

2. Nicht geizen! Um eine gute Gastgeberschaft zu gewährleisten benötigt die Welt.MAHL.Zeit ein großes Team. Es sorgt im Vordergrund für die Begrüßung, die Auswahl der Wortbeiträge, für Erläuterungen und Gespräche und ist im Hintergrund zuständig für Aufbau und Dekoration, das Auftragen der Speisen, für Abwasch und Aufräumen. Für diese Aufgaben lassen sich aus unserer Erfahrung gern einzelne Gemeindemitglieder ansprechen – oder aber Gruppen wie Pfadfinder oder Kochteams. Gemischte Vorbereitungsteams haben zudem den Vorteil, dass sie Generationsübergreifend sind.

Silke Leng, *Ökumenische Arbeitsstelle Altholstein, Mitglied in der AG #Tischgemeinschaft*

Kleine Anleitung zur Umsetzung:

Termin festlegen; Team suchen; Motto entdecken; Menü entwickeln; Catering suchen; Projektmittel beantragen; drüber reden – immer und immer wieder, so das viele davon wissen; Einladung entwickeln und versenden; Anmeldungen organisieren; fröhlich die Gäste begrüßen; Welt.MAHL.Zeit feiern; aufräumen, abrechnen und auswerten.

Eine kleine Anregung zum möglichen Ablauf einer Welt.MAHL.Zeit:

18:00 Ankommen im Gemeindehaus bei leiser Livemusik. Verlosung der Plätze an den Tischen – (höchstens acht Personen pro Tischgruppe, damit gute Gespräche möglich sind)
18:30 Begrüßung durch zwei Gastgeber*innen; Gebet/Impuls für den Abend
18:40 Musik zum Beispiel Schüler*innen der örtlichen Musikschule
18:45 Einleitung zum 1. Gang des Menüs – Zeit zum Essen – Zeit zum Abräumen durch das Service-Team, dazu Tischmusik
19.15 Tischrede 1 (max. 5 Minuten)

Wie oft sich diese Elemente von nun an wiederholen, entscheidet das Team. Das kann dann so aussehen: Musik und Tischreden während der 2. bis 4. Menügänge – Zeit zum Essen – und zwischen den Gängen auch Zeit zum Abräumen durch das Service Team einplanen. Jeder Block sollte nicht länger als 40 Minuten sein.

Zum Abschluss: Dank an alle Gäste und Teamer*-innern – Reisesegen – Verabschiedung, gerne mit einem kleinen Erinnerungsstück.

Und welche Themen könnten es sein?

Glauben in besonderen Zeiten; Klimawandel bei uns und in den Partnerregionen; Frauenrechte; Hoffnungs- und Mutgeschichten; Was uns verbindet – was uns trennt; mein Traum von Freiheit; Ideen für eine lebenswerte Zukunft; ...

Mein Fazit: So eine Welt.MAHL.Zeit kann die Sehnsucht nach Gemeinschaft stillen, vernetzt Menschen und Gruppen und fördert so ganz intensiv den Zusammenhalt in Gemeinde, Kirchenkreis oder Gesellschaft. Nur Mut!

Nachrichten

Bischof Khosla verstorben

Am 12. Februar ist Bischof i.R. **Anam Chandra Khosla** verstorben und am 13. Februar in Koraput/Odisha zur letzten Ruhe geleitet worden. A. C. Khosla begann seine pastorale Laufbahn in Littiguda. Im Mai 1975 wurde er in Koraput ordiniert und war seither in verschiedenen Gemeinden eingesetzt. 1986 wurde er erstmalig zum Propst in Koraput ernannt. Es folgten Propstämter in Sunabeda und wiederum in Koraput. 1993 bis 1997 hatte er das Amt des Synodenpräsidenten inne. Am 2. Dezember 2001 wurde er zum Bischof der Jeypore-Kirche gewählt. Das Amt übte er bis zu seinem Ruhestand 2009 aus. In diese Zeit fielen Wegmarken wie die 125-Jahr-Feier der Breklumer Mission in Indien oder der Abschluss des Partnerschaftsvertrages mit der damaligen Nordelbischen Kirche. Vielen bleibt er besonders als Mensch und Seelsorger in Erinnerung. Er hinterlässt eine Frau und drei Kinder.

Jörg Ostermann-Ohno, Indienreferent des Zentrums für Mission und Ökumene

Nachruf auf Irmgard Deppe

Im Alter von 82 Jahren verstarb bereits am 19. Dezember 2020 nach langer Leidenszeit **Irmgard Deppe**, geb. Kukulies. Sie war die letzte Hausmutter und Wirtschafterin des *Zentrums für Mission und Ökumene* (vormals: Nordelbisches Missionszentrum). Mehr als zwei Jahrzehnte, vom 1. September 1977 bis zum Herbst 1998, wohnte sie mit ihrer Familie im obersten Stockwerk des Hauses am Agathe-Lasch-Weg 16. Sie war dessen gute Seele. Während ihr Mann, Oswald Deppe, als Hausmeister anfallende handwerkliche Arbeiten erledigte, Grundstückspflege und Fahrdienste versah, war sie für die Telefonzentrale, für Hauswirtschaft und Gästebetreuung zuständig. Mit ihrem freundlichen Wesen und nachweislicher Kompetenz, aufgrund ihrer beruflichen Sachkunde, vermochte sie es, im Team der Mitarbeitenden eine ausgleichende Rolle auszuüben. Wenn es mal zu Konflikten zwischen Mitarbeitenden im Haus kam, verstand sie es, die aufgeladene Stimmung zu entspannen. Ihr freundliches Lächeln und eine Tasse Kaffee oder Tee halfen meist schnell, das gute Arbeitsklima wiederherzustellen. In Gottes Haus (Joh. 14,2) ist gewiss, wie einst im Missionshaus im obersten Stock, eine Wohnung für sie bereit.

Paul Gerhard Buttler war von 1975-1995 Direktor des Zentrums für Mission und Ökumene

Jahr der Ökumene zum Motto Tischgemeinschaften

Das Thema Tischgemeinschaften steht im Mittelpunkt des „Jahres des Ökumene 20/21“ in der Nordkirche. Alle Kirchen, die zur Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen gehören, wollen mit dieser Einladung zeigen, dass Christ*innen als weltweite Gemeinschaft miteinander verbunden sind. Das Bild von der Tischgemeinschaft knüpft dabei an die biblische Tradition an. „Im Jahr 2021 wollen wir diese Gemeinschaft feiern – und zugleich gemeinsam unser Zusammenleben und unsere Gesellschaft gestalten. Ob es um Nachbarschaftsprojekte in Corona-Zeiten geht oder um unser Engagement für Kinder und Jugendliche. Ob es um das Thema Flucht, Migration und Integration geht oder um Chancengleichheit in unserer Gesellschaft: Im Jahr der Ökumene wollen wir ins Gespräch kommen und gemeinsam nach Lösungen suchen! Unser Beitrag zum Jahr der Ökumene sind Tischgemeinschaften in Norddeutschland. Auch wenn wir uns derzeit angesichts der Covid-Epidemie nicht gemeinsam um einen Tisch versammeln können, hält uns die Hoffnung und wir greifen die Idee der Tischgemeinschaft auf“, so die Veranstaltenden. So lädt auch das *Zentrum für Mission und Ökumene* Interessierte zu „Ökumenischen Tischgemeinschaften“ ein (vgl. auch S. 32-34).
Infos: Anne Freudenberg, a.freudenberg@nordkirche-weltweit.de, Tel. 040 88181 243, nordkirche-weltweit.de

#MissionDecolonize

Mit der Geschichte von Mission und Kolonialismus setzt sich das *Zentrum für Mission und Ökumene* seit langem kritisch auseinander. Nun hat sich dazu im Zentrum die Arbeitsgemeinschaft **#MissionDecolonize** gegründet, die sich mit diesem Erbe und seinen Auswirkungen intensiver befasst. Dazu gehört das Selbstverständnis, das Menschen heute in einem postkolonialen Zeitalter leben. Demnach ist der Kolonialismus also keines-

Fotos: S. Rasmussen-Brodersen (3), E. v. d. Heyde (1), ZMÖ-Bildarchiv (1)

wegs mit der Selbstständigkeit der ehemals kolonisierten Länder überwunden, sondern beeinflusst vorherrschende Denk- und Machtstrukturen sowie internationale Beziehungen bis in die Gegenwart hinein. So wird es in der Arbeitsgemeinschaft neben der Auseinandersetzung mit dem geschichtlichen Erbe und dessen Folgen auch darum gehen, ein Bewusstsein für eigene rassistische und paternalistische Verhaltens- und Denkmuster zu entwickeln.

Europagottesdienst

„Gott hilft dem Armen ohne Ansehen der Person und erhört das Gebet des Unterdrückten.“ (Jesus Sirach 35,16) – so lautet der diesjährige Predigttext am Europatag, der jedes Jahr am 9. Mai in Europa begangen wird.
Im Gottesdienst werden Schicksale von Menschen aus Litauen, Rumänien und England erzählt, die von Armut und Unterdrückung belastet sind. Es geht um Covid-19 und Armut in Europa und weltweit.
Mitwirkende: Hauptpastorin Pröpstin Astrid Kleist, LWB-Vizepräsidentin für Zentral- und Westeuropa, Pilgerpastor Bernd Lohse, Europareferentin Christa Hunzinger, der Kantor und Organist Gerhard Löffler. Die Veranstaltung ist (bis Redaktionsschluss) als Präsenzveranstaltung geplant.
Information und Materialien: nordkirche-weltweit.de und Europareferat, Christa D. Hunzinger, Tel. 040 881 81 413, 0151 17 97 37 72, c.d.hunzinger@nordkirche-weltweit.de und nordkirche-weltweit.de

Grundkurs Ökumenische Spiritualität 2021

Auch in diesem Jahr findet ein neuer **Grundkurs Ökumenische**

Spiritualität statt. „In vier Blöcken geht es darum, wie wir unseren Glauben in ökumenischer Weite und Verantwortung in unserer Zeit verstehen und gestalten können“, so die Veranstaltenden. Folgende Themen und Termine sind geplant:
1 • Mi., 19.05. bis Fr., 21.05.2021
„Da wurde der Mensch zu einem lebendigen Wesen“ Schöpfung und Geschöpf. Verschiedene Ansätze einer Schöpfungsspiritualität werden vorgestellt und ausprobiert
2 • Mi., 21.07. bis Fr., 23.07.2021
„Du sollst dir kein Bildnis machen.“ Gottesbilder und ihre Überwindung. Interkulturelle Ansätze einer ökumenischen Spiritualität.
3 • Mi., 20.10. bis Fr., 22.10.2021
„Betet ohne Unterlass“ Gebet und Meditation. Einführung in verschiedene Gebetstechniken aus der ökumenischen Tradition.
4 • Mi., 01.12. bis Fr., 03.12.2021
„Lebt als Kinder des Lichts“ Kontemplation und Aktion. Wie religiöses Leben und politisches Handeln zusammengehören.
Auf Wunsch kann ein persönlicher Stiller Tag an die Kurseinheiten angeschlossen werden.

Veranstaltende: *Zentrum für Mission und Ökumene*, Frauenarbeit des Kirchenkreises Nordfriesland, Christian Jensen Kolleg
Leitung: Claudia Hansen, Matthias Tolsdorf, Nora Steen. Als Bildungsurlaub in Schleswig-Holstein anerkannt. **Informationen** erhalten Sie auf Anfrage bei: info@christianjensenkolleg.de

Christlich-Jüdischer Dialog

Anlässlich der Präsentation der Publikation „Das jüdische Hamburg“ findet am 02.06.2021 um 18:00 Uhr ein Festakt im Jüdischen Kulturhaus in der Flora-Neumann-Straße 1 in Hamburg statt. Ein Team Sachkundiger hat sich zusammengetan, um vor allem jungen Erwachsenen jüdische Orte, jüdisches Leben, jüdische Religion und Kultur und nicht zuletzt jüdische Geschichte nahezubringen. Die aktuelle Broschüre wird im Rahmen eines Festakts im Jüdischen Kulturhaus in der Flora-Neumann-Straße 1 in Hamburg präsentiert.
Mitwirkende: Prof. Dr. Miriam Rürup und Bischöfin Kirsten Fehrs.
Veranstaltende: *Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit*, Landeszentrale für politische Bildung in Hamburg

Die Teilnahme ist kostenlos und nur online möglich, der Link wird rechtzeitig bekannt gegeben. **Kontakt:** Hanna Lehming, Mittlerer Osten und christlich-jüdischer Dialog, 040 88181-224 und 0170 46 85 51 2 h. lehming@nordkirche-welt-weit.de

Ausstellung 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland

Vom 19.06. bis 18.07.2021 findet in Zarrentin die Ausstellung **1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland** statt. Nach langen Zeiten der Verfolgung brachte das 18. Jh. schließlich Emanzipation und bürgerliche Gleichberechtigung der Juden. Die Judenfeindschaft jedoch – ein kultureller Code des christlichen Abendlands – wirkte kräftig weiter im Antisemitismus und führte im 20. Jh. zum Völkermord. Die wenigen Überlebenden begründeten nach 1945 neue Gemeinden und neues jüdisches Leben in Deutschland. Die Ausstellung zeigt wichtige Stationen der jüdischen Geschichte in Deutschland.
Ökumene Ort: Alte Dorfkirche Neuenkirchen, Seeweg, 19246 Zarrentin. Der Besuch ist kostenlos.
Information und Kontakt: Kirchengemeinde Döbbersen und Hanna Lehming, Mittlerer Osten und christlich jüdischer Dialog, 040 88181-224, 0170 46 85 51 2, h.lehming@nordkirche-weltweit.de.
Die Ausstellung (Konzeption *Zentrum für Mission und Ökumene*/ Hanna Lehming) kann über das *Zentrum für Mission und Ökumene* entliehen werden.

Fotos: Europawoche Hamburg (1), www.adpic.de (1)

REZENSIONEN

Warum der Antisemitismus uns alle bedroht

Braucht es wirklich noch ein weiteres Buch zum Antisemitismus? Unbedingt! Denn Michael Blume widmet sich einem oft unterschätzten Element der Judenfeindlichkeit: den Verschwörungsmythen. Sie sind seit Jahrhunderten widerlegt und werden dennoch immer neu behauptet. Ein zentrales Element ist der Vorwurf eines jüdischen Netzwerkes, das einen besonderen Einfluss auf die Welt ausübt. Der neue Ansatz Blumes liegt darin, diesen Einfluss nicht zu bestreiten, sondern zu entmythologisieren. Dazu geht er in einem historischen Exkurs auf die Ablösung der Hieroglyphenschrift durch das hebräische Buchstabenalphabet ein. Hiermit wird eine Bewegung ausgelöst, die das frühantike, zyklische Zeitverständnis hinter sich lässt und durch ein lineares Selbst-, Welt- und Gottesverständnis ablöst. Dieser epochale Umbruch prägt nicht nur die Entstehung des Judentums, sondern bis heute alle darauf beruhenden Religionen und Weltanschauungen. Gleichzeitig bildet er die Grundlage der drei zivilisatorischen Erfolge, gegen die der Antisemitismus bis heute polemisiert: das lineare Fortschrittsverständnis, den antielitären Individualismus und die überprüfbare Rechtssicherheit.Das Dilemma von Christentum und Islam besteht darin, aus Angst vor Pluralität über Jahrhunderte theologische Vielfalt zu unterdrücken und ideologische Eindeutigkeit einzufordern. Dadurch sind antisemitische Mythen und Auslegungen tief in die von ihnen geprägten Gesellschaften eingedrungen, wo sie bis heute ihre verhängnisvolle Wirkung entfalten. Blume löst seinen Anspruch, die Ursachen des Antisemitismus aufzuzeigen und ihn gleichzeitig zu demaskieren, auf gelungene Art und Weise ein. Sein Buch richtet sich nicht nur an akademisches Fachpublikum, sondern spricht breite Kreise Interessierter an. Durch seinen lesenswerten, persönlichen Stil gibt er in klar nachvollziehbarer Weise hilfreiche Antworten auf die drängendsten Fragen zum Thema Antisemitismus und Verschwörungsmythen, indem er sie als das benennt, was sie sind: Eine Gefahr nicht nur für Jüdinnen und Juden, sondern eine Bedrohung für alle.

Sönke Lorberg-Fehring

China, Corona, Couch-Surfing

Aaron Kruse war 2019 nach China gereist, um als Freiwilliger in der Provinz Gansu mitzuarbeiten. Aus den geplanten elf Monaten wurden – bedingt durch Corona – am Ende nur acht. Dennoch, oder vielleicht gerade deshalb, erlebte er China und seine Menschen intensiver, als er dies erwartet hätte. Von China aus schrieb er regelmäßig für die Lokalzeitung seiner niedersächsischen Heimatstadt über seine Erfahrungen und Erlebnisse. Seine authentischen Schilderungen der Begegnungen, der großen und kleinen Ereignisse des Alltags sind in diesem Buch zusammengefasst, das das *Zentrum für Mission und Ökumene* herausgegeben hat.

Leser*innenbrief
Ausgabe 4/2020 Thema: Geschichten – Was fasziniert uns so daran?

Bäume zu pflanzen ist gerade in den Ländern des Nahen Ostens eine wichtige Aufgabe. Im Frühjahr 2015 besuchte ich den bei Bethlehem liegenden Weinberg von Daoud Nasser, auch bekannt als „Zelt der Völker“. Er ist zugleich ein Ort gewaltfreien Widerstands gegen den israelischen Siedlungsbau in den besetzten palästinensischen Gebieten. Gemeinsam mit anderen Freiwilligen beteiligte ich mich an der Pflanzung von Obstbäumen. Ein Jahr zuvor wurden 800 frisch gepflanzte Obstbäume durch israelische Bulldozer zerstört, weil sie der illegalen Expansion israelischer Siedlungen im Wege stehen. Diese Zerstörung von Obstbäumen ist kein Einzelfall. Berichten der UN-Organisation OCHA zufolge wurden z. B. bei 143 Angriffen in den ersten fünf Monaten 2020 mindestens 62 Palästinenser*innen verletzt, 3 700 Bäume zerstört (vgl. Homepage des Weltkirchenrates zur Oliven-Kampagne 2020). Warum schreibe ich das? Mich hat im letzten Heft die Nachricht irritiert, die über eine Aufforstungsaktion des Jüdischen Nationalfonds berichtet. Dieser Nationalfond ist eng verknüpft mit der Aufforstung zerstörter palästinensischer Dörfer in Israel, besonders in den Jahren nach seiner Staatsgründung, um nach der Vertreibung eine Rückkehr der palästinensischen Bevölkerung zu verhindern. Wäre es nicht ebenso wichtig, die israelische Regierung dazu aufzurufen, mit der Zerstörung unermesslich vieler Olivenbäume in den von ihm besetzten Gebieten aufzuhören?

Reinhard Kober, Hamburg

Michael Blume, *Warum der Antisemitismus uns alle bedroht. Wie neue Medien alte Verschwörungsmythen befeuern, Patmos: Ostfildern 2019.*

Aaron Kruse, *China, Corona, Couch-Surfing. Notizen während eines Auslandsjahrs. Taschenbuch, 72 Seiten, 5,00 Euro. Bezug:* Breklumer Bücherstube, Tel. 04671-942276

Die nächste Ausgabe
erscheint
im August 2021

FSC
www.fsc.org
MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C095223

KLIMA NEUTRAL
TÜV ZERTIFIZIERTER AUSGLEICH DER CO_2-EMISSIONEN
WEITERE INFOS UNTER KLIMA-INVEST.DE/KLIMA

Unser aktuelles Projekt

Sozialdiakonie am Rio de la Plata/ Buenos Aires

Für ein Drittel der argentinischen Bevölkerung ist die Grundversorgung nicht gewährleistet. Die Wirtschaftskrise in Verbindung mit Inflation und einem Anstieg der Arbeitslosigkeit sowie ein defizitärer Gesundheitsbereich treffen vor allem die ärmsten Familien. „Nahrungsmittelhilfen werden wieder verstärkt nachgefragt“, berichtet eine Sozialarbeiterin der Evangelischen Kirche am Rio de la Plata. Ihre diakonische Arbeit in der Region Buenos Aires ist heute wichtiger denn je. Warme Mahlzeiten, eine sinnvolle Freizeitgestaltung und berufsvorbereitende Kurse holen die Jugendlichen von der Straße. Die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen stärkt auch deren Familien.

In Florencio Varela, einer Stadt im Großraum Buenos Aires, ist das kirchliche Jugendzentrum „La Casona“ für viele eine wichtige Anlaufstelle. In einem Umfeld, das oft von häuslicher Gewalt, frühen Schwangerschaften und Drogenmissbrauch geprägt ist, hat ein Zentrum wie „La Casona“ eine wichtige Bedeutung in der Wertevermittlung. Es gibt Angebote im Bereich Musik, Kunst und Video und Mithilfe in der eigenen Bäckerei.

Wie im Jugendzentrum „La Casona“ engagiert sich die Evangelische Kirche am Rio de la Plata mit vielen Gemeindeprojekten. Drastische staatliche Kürzungen und die Corona-Pandemie erschweren dieses Engagement. Um diese wichtige Arbeit, gerade auch in schwierigen Zeiten, fortsetzten zu können, bitten wir um Ihre Spende. Helfen Sie mit, Kindern und ihren Familien in Buenos Aires eine Perspektive zu eröffnen.

Spendenkonto
des Zentrums für Mission und Ökumene:
IBAN: DE77 5206 0410 0000 1113 33
BIC: GENODEF1EK1, Evangelische Bank,
Projekt 6101 La Casona

Fotos: La Casona (1), Titel: www.adpic.de (1)

#Mission Decolonize

Wie können wir mit dem kolonialen Erbe umgehen?

Wir leben in einer postkolonialen Zeit. Bis heute beeinflusst der Kolonialismus Denk- und Machstrukturen. Wenn künftig ebenbürtige internationale Begegnungen gelingen sollen, müssen bestehende Strukturen aufgedeckt, reflektiert und verändert werden.

Mit der Geschichte von Mission und Kolonialismus und ihren Auswirkungen setzt sich das *Zentrum für Mission und Ökumene* der Nordkirche bereits seit längerer Zeit auseinander. Durch die nun folgende neue Rubrik in der Zeitschrift weltbewegt wollen wir Sie als Leser*innen in diesen Prozess mit einbeziehen und zum Mitdiskutieren einladen. Dabei werden wir wegen der Komplexität des Themas nicht alle Aspekte benennen und reflektieren können, aber es soll ein Anfang sein.

Wir leben in einer postkolonialen Zeit. Der Kolonialismus ist also keineswegs mit der Selbstständigkeit der ehemals kolonisierten Länder überwunden, sondern beeinflusst vorherrschende Denk- und Machtstrukturen bis in die Gegenwart hinein.

Vor diesem Hintergrund ist es notwendig, auch die Rolle der Kirchen während und nach der Kolonialzeit in den Blick zu nehmen. Mit Beginn der europäischen Kolonisation ab dem 16. Jahrhundert sind Mission und Kolonialismus oft eine toxische Verbindung eingegangen.

Auch nach der Abschaffung des Kolonialismus leben die durch die Kirchen und Mission verbreiteten Werte weiter und halten Strukturen der Ungleichheit aufrecht. Das hat Auswirkungen, nicht zuletzt auch auf die heutigen internationalen Partnerschaftsbeziehungen der Kirchen. Wenn ebenbürtige Begegnungen gelingen sollen, muss es auch darum gehen, bestehende Machtverhältnisse zunächst wahrzunehmen, sie zu reflektieren und aufzudecken.

Der Blick auf die Missionsgeschichte ist dabei ebenso vielschichtig wie das missionarische Handeln selbst. Die folgenden Beiträge sind ein Beispiel dafür.

So gibt es eine Perspektive, die die These vertritt, dass Mission und Kolonialismus nicht in allen Fällen von Kolonialmächten für seine Zwecke missbraucht wurde, sondern sie auch als voneinander zu trennende Ereignisse zu betrachten seien. Hierbei richtet sich der Blick vor allem auf einzelne Missionsgesellschaften und engagierte Christ*innen. Demnach hätten viele Missionar*innen zwar innerhalb des Kolonialsystems agiert, sich aber auch von dem Kolonialsystem distanziert und für das Wohl der Bevölkerung eingesetzt.

Dem gegenüber steht die Perspektive, dass Mission und Kolonialismus untrennbar miteinander verflochten waren. So hätten sich Missionar*innen zwar für einen menschlicheren Kolonialismus eingesetzt, seien aber weit davon entfernt gewesen, das System an sich in Frage zu stellen und übten eine Macht aus, die oft kolonial und rassistisch legitimiert wurde. Sie wurden zu Handlangern des kolonialen Herrschaftssystems oder, so der tansanische Pastor Emmanuel Kileo, zu „Kolonialagenten ihrer Zeit“.

Wie kann ein Umgang mit diesem 500-jährigen Erbe aussehen? Wie können wir eine Haltung entwickeln und Verantwortung übernehmen? Wie lässt sich die bestehende Wirklichkeit überwinden und transformieren?

Ein erster Schritt kann die Wahrnehmung für den eigenen Kontext sein, dazu gehören die Auseinandersetzung mit Rassismus und auch ein Bewusstsein, dass „Weißsein“ im strukturellen Systems des Rassismus immer auch eine politische Dimension ist und hat.

Weiterhin können vorherrschende Handlungs- und Denkmuster durch eine gemeinsame Erinnerungspraxis verändert werden, etwa durch das gemeinsame Teilen von Erfahrungen und Erlebnissen mit allen, die aktuell oder in der Geschichte Unterdrückung erfahren haben. Dadurch sind nicht nur neue Erkenntnisse über die Geschichte möglich, sondern auch eine Veränderung bisheriger Erzählungen, Einsichten und Handlungsweisen.

Bei allem steht auch die Frage im Mittelpunkt, wie wir in Zukunft unter diesen Voraussetzungen internationale kirchliche Partnerschaftsbeziehungen gestalten wollen und können. Wie kann eine überkulturelle Partnerschaft gelingen, in der es außerhalb eines neo-kolonialen Systems zu einer wirklich gleichberechtigten Zusammenarbeit und Begegnung kommen kann?

Christian Wollmann

Dr. Christian Wollmann *ist Direktor des* Zentrums für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit

Mission und Kolonialismus – Gedanken zu einer Aushandlungsgeschichte

Anton Knuth

Fotos: C. Wenn (1), A. Knuth (1)

*Kupferglocke aus der Provinz Fujian, China, aus dem Jahr 1905. Sie hängt im Missionshaus der ehemaligen Breklumer Mission und kam durch die Missionar*innen, die seit etwa 1905 in China tätig waren, nach Breklum*

Die Frage nach der Rückgabe von Kulturgütern aus ethnologischen Sammlungen, der Umgang mit kolonialen Denkmälern sowie Forderungen nach Wiedergutmachung zeigen die Dringlichkeit eines ungelösten Themas. Ist christliche Mission eine andere Form des Kolonialismus? Während um 1900 nur fünf Prozent der Bevölkerung des subsaharischen Afrikas Christen waren, sind es 100 Jahre später 60 Prozent der Bevölkerung. Die Zukunft des Christentums liegt im globalen Süden.

Einsatz für Evangelium, gegen ausbeuterische Plantagenarbeit

Ausgangspunkt war nicht, wie bei der Spanischen und Portugiesischen Mission des 16. und 17. Jahrhunderts in Lateinamerika oder den Philippinen der katholisch regierte Staat, der die Kirche für seine Zwecke instrumentalisiert hatte, sondern freiwillige Gruppen der neuzeitlich-pietistischen Erweckung des 19. Jahrhunderts. Während sich etwa in den Philippinen, wie der Artikel von Antonio Ablon zeigt, staatliche Gewalt mit der Mission verband, blieben die protestantischen Missionar*innen des 19. Jahrhunderts auf Distanz zur Obrigkeit. Sie setzten sich für die Abschaffung der Sklaverei, Armenfürsorge, Gefängnisreform und Sonntagsschule ein. Die nicht aus Steuern, sondern aus Spenden des aufstrebenden Bürgertums finanzierten evangelischen Missionsgesellschaften entsandten Missionar*innen und Diakonissen, gründeten Schulen und Krankenhäuser und übersetzten die Bibel in indigene Sprachen. Auch wenn viele keine Demokraten waren, sondern ein koloniales Weltbild teilten, so stehen sie doch anders als die Kolonialbeamten bis heute im hohen Ansehen der lokalen Bevölkerung. Unvergessen ist ihr Einsatz für das Evangelium, gegen ausbeuterische Plantagenarbeit, für Waisen und die Ausbildung von Mädchen. Aber es gab auch Befürworter des Kolonialismus wie den Direktor der Rheinischen Mission Friedrich Fabri. Er erntete 1884 Widerspruch mit seinen Thesen über „Die Bedeutung

Dr. Anton Knuth *ist Studienleiter der Missionsakademie an der Universität Hamburg*

geordneter politischer Zustände für die Entwicklung der Mission“ etwa bei der Norddeutschen Mission. Diese setzte sich gegen den Import von Alkohol und die Erhebung von Steuern ein und kritisierte die oftmals willkürlichen Maßnahmen der deutschen Kolonialverwaltung in Landfragen. Franz Zahn, Direktor der Norddeutschen Mission, formulierte die Gegenposition zu Fabri: „Ich bin überhaupt gegen Kolonien und das ist natürlich heute genug, um uns zu Vaterlandsfeinden zu machen. Aber wenn ein Missionar in Politik sich hineinbegibt und die deutschen Kolonialerwerbungen durch seinen Einfluss fördert – so halte ich das, was auch seine Meinungen sonst sind, für einen großen Fehler, um nicht zu sagen ein Verbrechen.“

Unabhängig von ihrer unterschiedlichen Haltung sind die Missionar*innen Teil der Geschichte des Kolonialismus. Eine historische Aufarbeitung der kolonialen Verstrickung unserer Kirche ist wichtig. Es kommt aber darauf an, sich dabei nicht auf die europäischen Akteure zu beschränken und den kreativen Beitrag der Aneignung nicht zu übersehen, denn die „Hauptakteure der Mission sind immer die eingeborenen Menschen gewesen“, schreibt Fidon Mwombeki, der Generalsekretär des All Afrikanischen Kirchenrates (AACC) in Nairobi. „Sie brachten den Missionaren die Sprache bei, sie zeigten ihnen, was zu tun war, sie begleiteten sie, sie gaben ihnen Essen und Grundstücke, um Kirchen zu bauen, und bauten Kirchen mit ihren eigenen Händen.“

Adressaten entscheiden, wie die Botschaft für sie zu gelten hat

Aufgrund der Übersetzung der Bibel konnten die Menschen vor Ort diese auf dem Hintergrund ihrer eigenen Spiritualität lesen und neu interpretieren. Jochen Teuffel betont, dass es „letztendlich die Adressaten der christlichen Mission sind, die innerhalb ihres Lebenskontextes darüber mitentscheiden, wie die christliche Botschaft in ihrer eigenen Sprache für sie zu gelten hat.“ Die Menschen konvertierten, sofern sie es taten, oft in anderer Weise als von den Missionar*innen erwartet, was zeigt, dass sie den Glauben mit ihnen aushandelten. Der Historiker Klaus Koschorke hat festgestellt, dass bei „aller Asymmetrie der Beziehungen im kolonialen System es letztlich die einheimischen Akteure waren, die über die Annahme, Ablehnung, selektive Rezeption oder Modifikation des missionarischen Angebots entschieden“ haben. Die Missionsgeschichte lässt sich daher nicht mit dem Kolonialismus identifizieren, sondern als eine Aushandlungsgeschichte verstehen, in der die westlichen Missionar*innen etwa den Vorrang der Gemeinschaft vor dem Individuum respektieren mussten. Während diese mit ihrem europäischen Weltbild als agents of sacularisation wirkten, begegnete den Rezipienten mit der Bibel einer durchaus anderen Welt, die aber aufgrund ihres numinosen Weltbildes unmittelbar zu ihnen sprach.

Dort, wo angesichts der kolonialen Begegnung ihre eigene Religion an Kraft verloren hatte, wurden die Menschen selbst „Entdecker“ einer Botschaft, die ihrer Lebenssituation nahestand. Zumeist war es der praktische Nutzen für die Gemeinschaft, der am Christentum in den oral geprägten Gesellschaften Afrikas oder Ozeaniens am meisten überzeugte. Das Lesenlernen der Bibel schien nicht nur aus religiösen Gründen attraktiv zu sein, sondern auch, weil Lesen lernen gerade Frauen einen höheren Status versprach. Ehemals verfeindete Stämme konnten sich begegnen, weil die religiöse Identität über die Verwandtschaftslinien hinaus durch den Glauben an denselben Gott erweitert wurde: „Wir haben keine Angst, an Orte zu gehen, vor denen wir früher Angst hatten. Es herrscht jetzt Frieden und Zusammenarbeit. Jedes Mal, wenn wir an einen neuen Ort gehen, sagen wir einen Namen: Gott oder Jesus Christus.“ Während in den von Schriftreligionen geprägten Regionen Asiens das Christentum keine große Anzahl von Bekehrungen verzeichnen konnte, erwiesen sich die schriftlosen, animistischen Religionen als fruchtbarer Boden. Der Theologe Scott W. Sunquist folgert: „Christliche Mission ist besser als Übersetzungsbewegung zu verstehen, mit Folgen für die Wiederbelebung der Volkssprachen, den religiösen Wandel und die soziale Transformation, als ein Vehikel für westliche kulturelle Dominanz.“

Abb. ZMÖ-Bildarchiv (1)

Entkolonialisierung von Theologie: Anlass für Gespräche in der Ökumene

Dennoch endete mit dem europäischen Kolonialismus auch die klassische Missionsbewegung, wie es 1958 Walter Freytag in seinem berühmten Diktum festhielt: „Früher hatte die Mission viele Probleme, heute ist sie selbst ein Problem geworden.“ Die missionarische Aktivität ging nun auf die jungen Kirchen selbst über, denn die Menschen hatten das Christentum nicht angenommen, weil es ihnen von den Kolonialmächten aufoktroyiert wurde, sondern weil der neue Glaube ihre religiösen Sehnsüchte nach Heilung, Frieden, Wohlstand und Segen besser zu beantworten versprach. Durch ihre kreative Aneignung legten die Einheimischen die Basis, auf der sich das explosionsartige Wachsen des Christentums nach Abzug der Kolonialherren etwa in Afrika oder China ereignete.

Während die oft undifferenzierte europäische Missionskritik den Christ*innen in anderen Kulturen ihre Glaubwürdigkeit abzusprechen droht, kann die Erkenntnis, Teil einer weltweiten Bewegung zu sein, neue Energien für unsere eigene religiöse Suche freisetzen. Die Entkolonisierung von Theologie und Kirche ist ein guter Anlass, mit den Geschwistern aus dem globalen Christentum ins Gespräch zu kommen über unsere jeweilige Hoffnung auf Heil und Befreiung. Sunquist hält fest: „Anstatt das Christentum als die spirituelle Komponente des Kolonialismus zu sehen, ist es vielleicht zutreffender zu sagen, dass die christliche Mission die Saat für das Überleben und die Wiederbelebung des Christentums in nicht-westlichen Ländern gelegt hat“.

Historische Postkarte um 1910

Fünfhundert Jahre Glaube auf der Suche nach Befreiung

Antonio Ablon

Antonio Ablon *ist Bischof der Iglesia Filipina Independiente (IFI) auf den Philippinen. Er engagierte sich dort für die Rechte von Indigenen. Aufgrund politischer Verfolgung und massiver Drohungen seitens der Regierung lebt und arbeitet er zur Zeit als Ökumenischer Mitarbeiter des* Zentrums für Mission und Ökumene *in der Seemannsmission der Nordkirche.*

Mission ist der unaufhörliche Fluss der Liebe Gottes, die in der Person und im Werk Jesu Christi offenbart und ausgedrückt wird. Diese göttlich-menschliche Tätigkeit, an der die Kirche teilnimmt, umfasst im Wesentlichen die Verkündigung und das Zeugnis des Evangeliums Jesu Christi. Im Evangelium nach Lukas (4.18ff.) zitiert Jesus den Propheten Jesaja: *Der Geist Gottes des HERRN, ruht auf mir. Denn der HERR hat mich gesalbt; er hat mich gesandt, um den Armen die frohe Botschaft zu bringen, um die zu heilen, die gebrochenen Herzens sind, um den Gefangenen Freilassung auszurufen und den Gefesselten Befreiung, um ein Gnadenjahr des HERRN auszurufen“* (Jesaja 61:1-2a).

Die Mission, wie sie die Menschen auf den Philippinen erfahren haben, stand vollkommen im Gegensatz zu dieser biblischen Aussage. Sie war von Beginn an Teil der spanischen Kolonialherrschaft und diente der Unterwerfung, der Ausbeutung und Unterdrückung.

Ein Blick zurück in die Geschichte: Das Christentum, genauer das römisch-katholische Christentum kam vor 500 Jahren mit Ankunft der Spanier auf die Philippinen. In Spanien hatte sich der Merkantilismus durchgesetzt *(eine frühkapitalistische Wirtschaftsform, die besonders den Außenhandel und die Industrie förderte, und die Macht der jeweiligen Staatsmacht stärkte d. Red.)*. Vom kaufmännischen Impuls getrieben weitete Spanien nun seine militärische Macht aus und nutzte auch das Christentum, um die Völker der eroberten Länder zu unterwerfen. Nachdem sich der Blick zuerst nach Südamerika gerichtet hatte, ging er nun gen Osten, insbesondere nach China und zu den benachbarten Inseln. Durch die Eroberung dieser Regionen und Nutzung der natürlichen Ressourcen, wollte man den Handel nun weiter fördern, um die Entwicklung der eigenen Wirtschaftskraft voranzubringen.

Als erster Europäer landete am 16. März 1521, der Seefahrer Ferdinand Magellan auf der Reise zu den Gewürzinseln auf der philippinischen Insel Homonhon. Hier traf er auf den Herrscher Rajah Calambus, der ihn auf seine Heimatinsel Limasawa einlud. Dort fand am 31. März die erste katholische Messe statt. Dieses Ereignis gilt bis heute als der Beginn der Christianisierung.

Für Spanien waren die Philippinen eine ideale Station für den Handel mit China und den benachbarten Regionen. Außerdem gab es auf eroberten Gebieten große Vorkommen an natürlichen Rohstoffen und einer Unmenge wertvoller Materialien, darunter auch Gold. So dass die Kolonialherren große Reichtümer anhäufen konnten. Sie bestimmten nun über das Leben in den Gemeinschaften, errichteten eine lokale Verwaltung und setzten für diese Aufgaben auch Missionar*innen ein.

Enge Verflechtung zwischen Kirche und Krone

Eine Vereinbarung zwischen dem spanischen König und dem Papst hatte die Verbreitung des Christentums gefördert. Spanien versprach der Kirche, den Katholizismus in den eroberten Gebieten zu verbreiten. Im Gegenzug erhielt der spanische König vom Papst das Recht, in den neuen Kolonien Kirchenführer beziehungsweise Bischöfe ernennen zu dürfen. Der kaufmännische Impuls der Kolonialmächte verschmolz mit dem religiösen Eifer die „ungläubigen Einwohner“ vor der ewigen Verdammnis zu retten. Die Kolonialherren rechtfertigten ihre Gewalt gegenüber den Ureinwohner*innen mit dem Argument, sie handelten im christlichen Auftrag, da man sie von ihrer „bösen, heidnischen Religion“ befreie. Zudem verhindere man, dass sie zum Islam überträten.

Alle Formen der indigenen religiösen Verehrung wurden verboten, einheimische religiöse Bilder und Figuren zerstört und durch eine Reihe von Christus-, Marien und Heiligenfiguren ersetzt. Durch die enge Verflechtung von Kirche und Krone hatte sich in den Jahren eine Theologie des Kolonialismus entwickelt.

Die einheimische Bevölkerung wurde durch das Schwert der Konquistadoren und die paternalistische Haltung der Missionare brutal unterdrückt. Somit wurden Schwert und Kreuz, die militärische Macht und die Religion zu Instrumenten der Unterwerfung, die sich gegenseitig ergänzten. Diese Theokratie sollte rund 300 Jahre andauern.

Fotos: C. Wenn (1), wikimedia (1)

Auch wegen ihrer natürlichen Rohstoffvorkommen waren die Philippinen für viele Kolonialmächte attraktiv.

Die Unterdrückung provozierte die Revolution

Doch die philippinische Bevölkerung begann sich gegen die Unterdrückung und Ausbeutung, das hemmungslose Profitstreben und wirtschaftliche Unterdrückung durch die Kolonialherrschaft zu wehren. So kam es in den Jahren immer wieder an unterschiedlichen Orten zu spontanen Aufständen. Der Widerstand gegen die spanische Kolonialmacht wuchs. Es entstand eine Freiheitsbewegung, deren Aufstände Mitte des 19. Jahrhunderts zunächst scheiterten, 1896 bis 1898 jedoch in der Revolution mündeten.

Zu den Ereignissen, die die nationale Stimmung im 19. Jahrhundert anheizten, gehörte das Martyrium der drei philippinischen katholischen Priester Mariano Gomez, Jose Burgos und Jacinto Zamora. Die Priester engagierten sich in einer Reformkommission und prangerten die Missstände unter den Machthabern an. Damit erweckten sie das Misstrauen der weltlichen und geistlichen Machthaber. Als 1872 die Aufstände der Filipinos gegen die Spanier in Cavite mit der Meuterei philippinischer Soldaten in einer Schiffswerft begannen, waren auch die Priester beteiligt. Diese Tatsache wurde genutzt, um sie zum Tode zu verurteilen. Sie wurden angeklagt, den Aufstand angeführt zu haben. Ihre Hinrichtung löste unter den Filipinos große Empörung aus. Es kam zu politischen Befreiungsbewegungen, die auch innerhalb der Kirche erbitterte Kämpfe auslösten. Durch diese Bewegungen erstarkte das nationale Selbstbewusstsein der philippinischen Bevölkerung. So kam es 1892 zur Gründung der Liga Filipina und schließlich 1896 zur philippinischen Revolution.

Die Errichtung eines jungen unabhängigen philippinischen Staates wurde jedoch durch die Intervention der Vereinigten Staaten von Amerika vereitelt. Nach dem amerikanisch-spanischen Krieg (1898 – 1902) kam es zur Annektierung der Philippinen und der Inselstaat wurde nun zur US-amerikanischen Kolonie.

Unter der neuen Kolonialmacht erfolgte, zumindest formal, die Trennung von Kirche und Staat und die katholische Kirche wurde als Staatsreligion aufgelöst. Das stärkte die Macht der protestantischen Kirche. Nun kamen viele Missionar*innen vor allem aus Amerika und verbreiteten auf den Philippinen verschiedene protestantische Glaubensrichtungen. Die neuen Kirchen waren etwas demokratischer als die katholischen. So wurde der einheimischen Bevölkerung Zugang zur Theologie, zur geistlichen Ausbildung und zu kirchlichen Ämtern gewährt. 1901 kam es zur Gründung der Evangelischen Union, um die Aktivitäten der protestantischen Konfessionen auf den Philippinen zu koordinieren und den Grundstein für eine indigene religiöse Bewegung zu legen.

Für den Großteil der Bevölkerung änderte sich jedoch wenig. So blieben die Eigentumsverhältnisse in der Regel unverändert und die katholische Kirche, die immer noch einen großen Einfluss behielt, ging nun eine enge Verbindung mit der neuen Kolonialmacht ein. Demnach propagierten katholische Institutionen sowie Schulen und auch Medien nicht nur ihre religiösen Überzeugungen, sondern auch Ideen des Kapitalismus. Damit wurden die ungerechten Besitzverhältnisse auch durch die katholische Kirche legitimiert. Die katholische Kirche behielt ihre umfangreichen Grundstücke und wurde später bedeutender Eigentümer von Aktien großer Unternehmen und blieb bis heute ein Verteidiger des US-Kapitalismus.

Eine neue Kirche im Widerstand gegen die Kolonialmacht

Auch die amerikanische Kolonialmacht unterdrückte die indigene Bevölkerung mit Gewalt, die sie ebenfalls religiös rechtfertigte. Es gab für die Filipinos also keinen Grund, ihre Befreiungskämpfe aufzugeben. Sie trafen dabei auf einen Feind, der ebenso brutal sein konnte, wie vormals die Spanier. Der philippinisch- amerikanische Krieg dauerte von 1899 bis 1902 und wurde von amerikanischer Seite beendet. Er hatte auf philippinischer Seite fast 20 000 Kämpfern und 750 000 Zivilisten das Leben gekostet.

Doch auch nach der offiziellen Beendigung der kriegerischen Auseinandersetzungen setzte die philippinische Freiheitsbewegung ihren Kampf für nationale Befreiung, Demokratie und einen unabhängigen Staat fort. In diesem Zusammenhang kam es zur Gründung der *Philippinischen Unabhängigen Kirche,* die *Iglesia Filipina Independiente (IFI).*
Ihre Gründung wurde am 3. August 1902 in Manila auf einem Arbeitstreik der Gewerkschaft Union Obrera Democratica proklamiert. Zum geistlichenOberhaupt (obispo maximo) hatte man den katholischen Priester und Gewerkschafter Gregorio L. Aglipay ernannt. Er gehörte zu den Freiheitskämpfern, die sich der Revolution angeschlossen hatten und sich von der spanisch dominierten römisch-katholischen Amtskirche distanzieren wollten. So war er von Anfang Mitglied des Katipunan (einer revolutionären Gemeinschaft) und hatte 1897 ein eigenes Domkapitel in der Provinz Tarlac mit dem Namen Liwanag (Licht) gegründet. Ein Jahr später wurde er vom Präsidenten der revolutionären Regierung Emilio Aguinaldo zum Militärkaplan der revolutionären Kräfte und dann zum Generalvikar der Revolutionsarmee befördert. Diese neue Kirche lehnte die Autorität des Papstes ebenso wie das Zölibat ab und orientierte sich in ihrer Theologie und Liturgie an genuin philippinischen Traditionen.

Engagement für soziale Veränderung

Diese neue einheimische Kirche unterstützt die Demokratiebewegung der Filipinos bis heute, durch Aktionen, die auf dem befreienden Geist des Glaubens basieren und sich für die soziale Transformation der Gesellschaft einsetzt. In ihren Statuten bekennt sie sich zur Solidarität mit den Armen. Dort heißt es: Die *Iglesia Filipina Independiente*, die den Glauben an Jesus bekennt und verkündet, bekräftigt ihren pastoralen und prophetischen Dienst für alle Menschen Gottes. Das geschieht in einer Zeit, in der die Gesellschaft von einem semi-kolonialen und semi-feudalen System sowie von sozio-ökonomischen und soziopolitischen Krisen geprägt ist. Dabei sieht die Kirche mit großer Sorge die Not der Armen, der Menschen, deren Felder einem anderen Feld hinzugefügt wurden, damit daraus eine große Hacienda entstehen kann. Sie sorgt sich um die Menschen, deren Häuser mit einem anderen Haus verbunden wurden, und sie damit zu obdachlosen Wanderern und Arbeitslosen macht (vgl. Jesaja 5,8). Die Kirche trägt Sorge für die Not der Armen und Unschuldigen, die für Silber oder ein paar Sandalen verkauft wurden, die in den Staub getreten und deren Recht gebeugt wird (vgl. Amos 2, 6ff).
Dieser Einsatz für Gerechtigkeit gehört zu den Hauptanliegen der *Philippinischen Unabhängigen Kirche,* die in diesem Jahr zusammen mit anderen fortschrittlichen Christ*innen und Kirchen auf den Philippinen ihr 500-jähriges Bestehen feiert. Sie feiert damit das Bestehen eines Christentums, das unserem Glauben entspricht und nach Befreiung strebt.

ZENTRUM FÜR MISSION UND ÖKUMENE
Nordkirche weltweit

Diese Beilage erscheint als Nr. 1 im April 2021 in der weltbewegt und soll über Themen wie Mission, Kolonialismus und Dekolonisation informieren und ein Diskussionsforum eröffnen. Schreiben Sie uns und diskutieren Sie mit. Mehr Informationen auch auf **www.nordkirche-weltweit.de**

weltbewegt-Post-Anschrift: Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit, Postfach 52 03 54, 22593 Hamburg, Telefon 040 88181-0, Fax -210, E-Mail: info@nordkirche-weltweit.de

IMPRESSUM: **weltbewegt** (breklumer sonntagsblatt fürs Haus) erscheint dreimal jährlich. HERAUSGEBER UND VERLEGER: Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit, Breklum und Hamburg. Das Zentrum für Mission und Ökumene ist ein Werk der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland. DIREKTOR: Pastor Dr. Christian Wollmann (V.i.S.d.P.), REDAKTION: Ulrike Plautz, GESTALTUNG: Christiane Wenn, KONZEPT: Andreas Salomon-Prym, SCHLUSSKORREKTUR: Hedwig Gafga, ADRESSE: Agathe-Lasch-Weg 16, 22605 Hamburg, Telefon 040 88181-0, Fax: 040 88181-210, www.nordkirche-weltweit.de.
DRUCK, VERTRIEB UND VERARBEITUNG: Druckzentrum Neumünster, JAHRESBEITRAG: 15,– Euro, SPENDENKONTO: IBAN DE77 5206 0410 0000 1113 33 EVANGELISCHE BANK, BIC GENODEF1EK1. Mit Namen gekennzeichnete Artikel geben die Meinung des Autors/der Autorin und nicht unbedingt die Ansicht des herausgebenden Werkes wieder. Die Redaktion behält sich vor, Manuskripte redaktionell zu bearbeiten und gegebenenfalls zu kürzen. Gendergerechte Sprache wenden wir in dieser Publikation an, indem wir das sogenannte Gendersternchen (*) in einem Wort benutzen. Gedruckt auf 100% Recyclingpapier, ausgezeichnet mit dem Blauen Engel.